

Strassenmagazin Nr. 600
16. bis 29. Mai 2025

CHF 8.- davon gehen **CHF 4.-**
an die Verkäufer*innen

--	--	--	--	--	--

Bitte kaufen Sie nur bei Verkäufer*innen
mit offiziellem Verkaufspass

SURPRISE

Dieses Blatt wendet was.

#8stutzentscheidung

SURPRISE WIRKT WEITER

Wann die 600. Ausgabe von Surprise erscheinen wird, war mir anhand des Produktionsplans schon lange klar. Doch erst in den letzten Wochen, als aus den vielen Ideen allmählich ein Jubiläumsheft entstand, wurde mir wirklich bewusst, was das bedeutet: Seit unglaublichen 600 Ausgaben unterstützen wir armutsbetroffene und sozial ausgegrenzte Menschen in der Schweiz. Das sind 600 mal 2 Wochen – und sogar mehr, denn einzelne Titel sind länger im Verkauf. Heute scheint uns das in unserem Arbeits- und Redaktionsalltag oft selbstverständlich. Dabei war Surprise ein revolutionäres Projekt, als es Anfang der 1990er-Jahre von arbeitslosen Menschen erdacht, erstellt und verkauft wurde. Inzwischen steht eine professionelle Redaktion hinter Surprise, und auch in anderen Belangen haben wir uns immer wieder den Bedürfnissen und Nöten der Verkäufer*innen sowie den äusseren Umständen angepasst und kleine – und grössere – Hindernisse überwunden.

Mittlerweile erarbeiten sich rund 500 Menschen mit dem Surprise-Verkauf einen Teil ihres Einkommens. Das Magazin hat sich als wichtige, unabhängige und kritische Stimme in der Schweizer Medienlandschaft etabliert. Und wir betreiben viele zusätzliche Angebote zur Verbesserung der Lebenssituation von Armutsbetroffenen und Ausgegrenzten – dass wir unsere Tätigkeiten nachhaltig etablieren konnten, erfüllt uns mit Dankbarkeit und auch etwas Stolz.

Der Blick in die Zukunft stimmt mich allerdings nachdenklich. Während Armut in der reichen Schweiz ein grosses und wachsendes Problem bleibt, ist unser Heftabsatz in den letzten Jahren rückläufig. Einige Menschen haben weniger frei verfügbares Einkommen und können sich das Surprise nicht mehr oder nicht mehr so oft leisten. Gleichzeitig spielt der Trend zum bargeldlosen Bezahlen eine wichtige Rolle. Wir arbeiten intensiv daran, die Verkaufszahlen wieder zu steigern, da unsere Verkäufer*innen direkt davon profitieren. So bieten viele von ihnen mittlerweile eine Bezahlung via TWINT an. Gleichzeitig glauben wir an die Bedeutung von unabhängigem und lokal verankertem Journalismus mit klarem Fokus. Und wer wäre dafür besser geeignet als ein Strassenmagazin mit seinem einzigartigen, persönlich-verbindlichen Vertriebsweg?

Aktuell verhelfen wir dem Surprise-Magazin mit einer Marketing-Kampagne zu mehr Sichtbarkeit. Vielleicht haben Sie das Motiv, das das Cover des Einschlags zielt, in den letzten Wochen auch auf Plakaten gesehen: Gestalterisch an das Magazin angelehnt, zeigen wir mit verschiedenen kurzen Aussagen die Besonderheit unseres Strassenmagazins – nämlich dass es hochwertigen Journalismus bietet und ganz direkt armutsbetroffene und sozial ausgegrenzte Menschen in der Schweiz unterstützt.

Mit diesen Massnahmen hoffen wir, auch die aktuellen Herausforderungen erfolgreich zu meistern. Wir freuen uns – auch dank Ihrer treuen Unterstützung – auf eine spannende und erfolgreiche Zukunft für das Strassenmagazin Surprise.

Nicole Amacher, Co-Geschäftsleiterin Verein Surprise



SURPRISE

Wann brauchen Sie Mut?

Ausgabe

600

Raus aus der Ohnmacht!

Warum Widerstand besser ist als
Untätigkeit – und wie dieser
im Kleinen und Grossen aussehen kann.

Voll. Schwiiz.



Entdecke jetzt unsere
neue Marke!



Die neue, preiswerte
Marke von Lidl Schweiz.



Wie wir dagegenhalten

Spätestens seit Donald Trump zum zweiten Mal ins Weisse Haus gewählt wurde und in hoher Geschwindigkeit einmal unantastbar geglaubte demokratische Institutionen abbaut, wissen wir, wie fragil unsere Gesellschaftsform ist. **Was kann man denn nur tun**, fragen wir uns mit Blick auf unsere eigene Umgebung. Diesem Gedanken ist unsere 600. Ausgabe gewidmet.

In der Präambel der Schweizer Bundesverfassung steht, wir seien willens, «in gegenseitiger Rücksichtnahme und Achtung» unsere «Einheit in der Vielfalt zu leben», dass «frei nur ist, wer seine Freiheit gebraucht», und dass wir die «Stärke des Volkes am Wohl der Schwachen» bemessen. Bei Surprise beobachten wir seit unglaublichen 600 Ausgaben, wie es den sogenannten Schwachen geht. Und leider beobachten wir, wie in unserer wohlhabenden, sehr gut funktionierenden Demokratie **das Wohl der Schwachen oft genug vernachlässigt wird**. Mehr noch: Einst schwer

er kämpften Rechte und Freiheiten müssen stetig neu erklärt und verteidigt werden gegen die, die von deren Abbau profitieren.

Aus Surprise-Sicht bedeutet Widerstand deshalb: hinschauen. Den widrigen Umständen etwas entgegenzuhalten kann bedeuten, das Strassenmagazin zu verkaufen. Oder **den Glauben an Verbindendes nicht zu verlieren**, auch wenn andere die Spaltung vorantreiben. Und wenn es zu gefährlich wird, an einen sicheren Ort zu fliehen. Widerstand bedeutet auch, die eigene Perspektive zu hinterfragen. Und nicht zuletzt bedeutet Widerstand auch, an einer aussergewöhnlichen Idee wie der des Strassenmagazins festzuhalten. Weil es Menschen zusammenbringt, weil hier über die Lebenswelten derer geschrieben wird, an deren Wohl sich angeblich unsere Stärke bemisst – und weil Sie mit jedem Kauf direkt etwas dafür tun.

SARA
WINTER SAYILIR
Redaktorin



- | | |
|---|---|
| 4 Verkäufer*innenkolumne
Verbundenheit | 12 Seitenwechsel
Einen Tag Surprise verkaufen |
| 5 Recherchefonds
Nächste Runde | 18 Soziale Scham
Sich überwinden und weitermachen |
| 5 Vor Gericht
Pflanzlich bleibt pflanzlich | 24 Kunstfreiheit
An der Grenze des Verbotenen |
| 8 Widerstand
Trotz allem zuhören und erzählen | |

- 30 Journalismus
Was leisten Strassenmagazine?



- 34 SurPlus
Positive Firmen
- 35 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren
- 36 Surprise-Porträt
«Die Schweiz ist ein guter Ort»
- 37 Verein Surprise
Einblick Basel

Verbundenheit

Mein erstes Surprise habe ich am 1. April 2014 verkauft. Zu dieser Zeit war ich noch über ein Temporärbüro bei der Post angestellt. Pack-Sortierung. Als gelernter Schlosser hatte ich keine entsprechende Arbeitsstelle mehr gefunden. Garantiert wegen des Alters, ich war bereits 59 Jahre alt. Bezog also Arbeitslosengeld. Ist ein Papierkram gewesen. Surprise galt als Zwischenverdienst. Somit musste mir das RAV weniger Taggeld bezahlen. Seit ich mit Surprise mein Einkommen aufbessere, geht es mir viel besser. 2019 erhielt ich die erste AHV, ohne Ergänzungsleistungen.

Von 2016 bis zum September 2024 habe ich Soziale Stadtführungen gemacht, zuerst zusammen mit meinen Surprise-Kollegen Peter Conrath und Ruedi Kälin. Ich habe vielen Menschen Zürich von einer Seite gezeigt, die die meisten gar

nicht kennen. Weil niemand hinschaut, wo die Armut versteckt gehalten wird. 1968 passierte viel auf dieser Welt, in Zürich wurden die Drogen präsent, die Jugend ging bei den Globus-Krawallen auf die Barrikaden. Ich lebte damals noch in Elm. Ich weiss nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich damals Teil davon gewesen wäre.

Ich verkaufe am Dienstag und Samstag am Fronwagplatz in Schaffhausen vor dem Manor. In Zug am Bahnhof neben dem Sushi-Geschäft unten bei Gleis 1 bringe ich das Strassenmagazin am Montag, Mittwoch und Freitag an die Kund*innen. Regelmässigkeit bringt enorm viel. Möglichst nicht am Handy hängen ebenso. Und das aktuelle Heft immer zu lesen, erleichtert es mir, die Kundschaft zum Kauf zu motivieren.

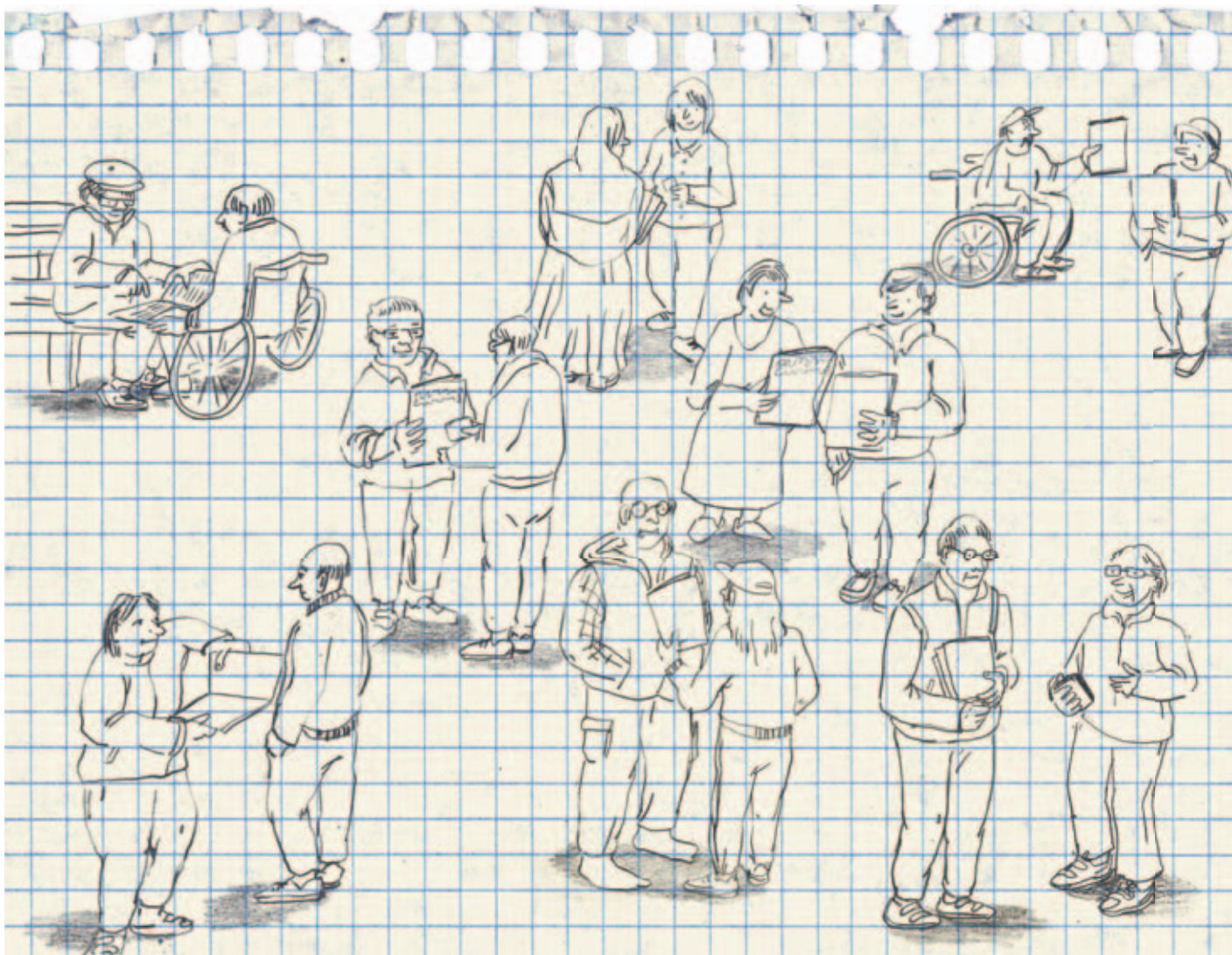
Seit 2023 verkauft Peter Conrath am Samstag immer mit mir zusammen. Die Kund*innen schätzen dies. Peter sitzt heute im Rollstuhl, er hatte 2021 einen Schlaganfall und wohnt jetzt im Lindli-

Huus in Schaffhausen, einem Wohnhaus für Menschen mit Körperbehinderungen. Unser Freund Ruedi Kälin verstarb leider im August 2023.

Ich will hiermit all meinen treuen Kund*innen in Zug und Schaffhausen Dank widmen. Das Gleiche dem Surprise-Team hier in Zürich. Der Geschäftsleitung und der Redaktion in Basel. Speziell auch den Angehörigen von Peter, die ihn unterstützen. Und überhaupt allen, die Surprise verbunden sind.

HANS RHYNER, 70, ist Bürger von Glarus Süd, so der Name der fusionierten Einheitsgemeinde, in der auch seine Heimatgemeinde aufging. Im Herzen ist Hans aber immer noch Bürger von Elm.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.



Nächste Runde

Unabhängig, kritisch und mit unverkennbarer Stimme – so berichtet Surprise seit 600 Ausgaben über Armut, Ausgrenzung, Obdachlosigkeit und Migration. Diese Themen werden zunehmend komplexer und sind von hoher gesellschaftlicher Relevanz, gerade in Zeiten sozialer Umbrüche, Krisen und Kriege.

Mit dem Surprise Recherchefonds wollen wir in unserem Magazin die grossen Geschichten zu diesen Themen fördern – vorzugsweise mit Bezug zur Schweiz, in jedem Fall aber nahe an den Menschen. Sei es als grosser Artikel, Reportage, Fotoessay, Serie oder in einer Mischform. Der Recherchefonds unterstützt Journalist*innen mit finanziellen Beiträgen bis 3000 Franken.

Hierüber haben wir zum Beispiel eine fünfteilige Serie zur Digitalisierung finanziert (Surprise 548, 550, 552, 553, 554). Oder in Kooperation mit dem Recherchekollektiv WAV eine Recherche zur Agentur ICMPPD: Die offizielle Schweiz unterstützt mit Steuergeldern eine Agentur, die unter Korruptionsverdacht steht und Menschenrechtsverletzungen mitträgt (Surprise 582). **LEA**

Die Digitalisierungs-Serie kann online unter surprise.ngo/digitalisierung abgerufen werden. Und die Recherche zur ICMPPD unter surprise.ngo/wie-die-schweiz-die-festung-europas-mitfinanziert.

Neue Anträge können bis zum **15. Juni** eingereicht werden.



Alle Informationen zum Surprise Recherchefonds finden sich unter

surprise.ngo/recherchefonds

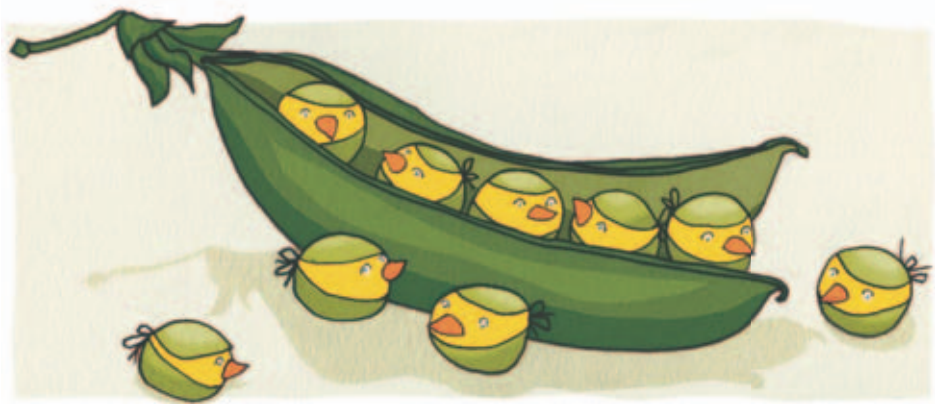


ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Pflanzlich bleibt pflanzlich

Das höchste Gericht des Landes hat gesprochen: Pflanzenbasierte Fleischersatzprodukte dürfen auf gar keinen Fall mehr mit dem Namen einer Tierart bezeichnet werden. Selbst wenn sie daneben mit einem Hinweis wie «pflanzliches Lebensmittel aus Erbsenproteinen» versehen sind. Nicht einmal ein Verweis im Stil von «wie Poulet» ist noch zulässig. Vorbei also ist die Ära des «Planted Chicken» oder des veganen Schweinsschnitzels. Mit dem Entscheid endet ein jahrelanges juristisches Ringen um die korrekte Benennung von Fleischersatzprodukten.

Alles begann 2021, nachdem erst das Kantonale Labor, dann die Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich der Firma Planted Foods untersagten, ihre Produkte mit Bezeichnungen wie «veganes Güggeli» oder «Poulet aus Pflanzen» anzuschreiben. Dagegen wehrte sich das Unternehmen vor Verwaltungsgericht, unter anderem mit einer eigenen Studie, gemäss der 93 Prozent der 777 befragten Personen angaben, Planted-Produkte als vegetarisch zu erkennen. Das Verwaltungsgericht gab Planted Foods schliesslich Recht – es sei kein Fall bekannt, in dem sich ein*e Konsument*in aufgrund der Beschriftung geirrt hatte. Daraufhin schaltete sich das Eidgenössische Departement des Innern ein und zog den Streit weiter vor das Bundesgericht, um einen abschliessenden Entscheid zu erzwingen – im Sinne der Rechtssicherheit, so der Bund.

Die Lausanner Richter*innen sehen den Konsument*innenschutz, auf den sie sich in ihrem Urteil vom 2. Mai 2025 im Kern berufen, in diesem Fall sehr eng. Es stützt

sich dabei auf das Bundesgesetz über Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände. Dieses besagt, dass erstens sämtliche Angaben über Lebensmittel den Tatsachen entsprechen müssen. Und dass zweitens Imitationsprodukte so zu kennzeichnen und bewerben sind, dass es den Konsument*innen möglich ist, die tatsächliche Art des Lebensmittels zu erkennen und es von Erzeugnissen, mit denen es verwechselt werden könnte, zu unterscheiden. Ein pflanzliches Produkt, das auf den Begriff «Poulet» Bezug nehme und kein Fleisch enthalte, stelle eine Täuschung dar.

Nun ist ja ein Hauptanliegen eines jeden modernen Rechtsstaats der Schutz der Schwächsten – was natürlich auch für die Begriffsstutzigsten gelten muss. Jetzt also hat das Bundesgericht die Gefahr einer Täuschung gebannt, bei der jemand auf die Idee kommen könnte, ein gepflanztes Huhn enthalte Fleisch. Niemand muss mehr befürchten, aus Versehen einen veganen Fleischvogel zu essen.

Wobei: Wie wird nun sichergestellt, dass auch alle wissen, dass ein Fleischvogel aus Rind hergestellt wird und sich die Bezeichnung Vogel einzig auf die Form bezieht? Oder dass niemand annimmt, der Fleischkäse enthalte Käse? Und was ist mit der Fleischtomate? Oder mit der Zimtschnecke? Die Sache scheint doch noch nicht gegessen – insbesondere in Anbetracht dessen, dass Fleischersatzprodukte gemäss dem bundesgerichtlichen Urteil ausdrücklich weiterhin auch als Würste, Steaks, Filets, Sausage oder Geschnetzeltes bezeichnet werden dürfen.

YVONNE KUNZ ist Gerichtsreporterin in Zürich.

Warum
machen
Sie weiter?

Was gibt
Ihnen
Sicherheit?

Trotz allem

Widerstand Die Weltlage ist zum Verzweifeln. Wir wissen immer mehr und verstehen immer weniger. Uns fehlen Perspektiven. Sechs Vorschläge dazu, wie wir uns der Ohnmacht entziehen können.

TEXT KLAUS PETRUS

*«Raus aus den Safe Spaces!
Keine Angst vor Widersprüchen,
keine Angst vor Fragwürdigkeiten!»
– Milo Rau*

Die schlechte Nachricht vorweg, dann haben wir sie hinter uns: Es sind düstere Zeiten, in denen wir leben. Kriege, Krisen und Klimakatastrophen, wohin wir nur blicken, in den Nachrichten, auf den Sozialen Medien, immer und überall und in Dauerschleife. Wir sind überinformiert und deswegen überfordert, erschöpft und gelähmt, wir fühlen uns wehrlos und darum ausgeliefert. Eine Gesellschaft aus Ohnmächtigen. Das nutzen all diejenigen, die laut sind, während wir uns zurückziehen, die im Stechschritt marschieren, während wir benommen auf der Stelle treten, die ein Entweder-Oder predigen, während wir uns mit Abwiegen trösten: die Selbstgerechten, die Besserwissenden, die Populist*innen und Faschist*innen.

Die gute Nachricht ist: Das können wir verhindern. Wenn wir uns von jetzt an die Haltung des «Trotz allem» aneignen, diese Vorbedingung des Aufbegehrens und Widerstandes. Denn auf uns kommt es an, auf Sie, dich, mich, uns alle.

Wie das gehen soll? Eine Anleitung in sechs Schritten von einem, der es auch nicht besser weiss.

Hinsehen trotz allem

Es gibt Dinge, die können wir nicht mehr sehen. Weil wir sie schon tausendmal gesehen haben: Bilder des Krieges, des Schreckens und Elends, zerfetzte Leichen, wimmernde Kinder, verwahrloste Obdachlose, gerade jetzt in der Ukraine, in Gaza, am Bahnhof Basel. Weil es sowieso nichts ändert, wenn wir uns all das ein weiteres Mal anschauen. Weil wir bloss abstumpfen, in Gleichgültigkeit versinken. Und weil damit niemandem geholfen ist.

Ich weiss nicht, ob es Ihnen auch so geht. Mir schon. Das ist verständlich, und doch steckt darin etwas Überhebliches. Denn für die, die im Krieg oder Elend leben, ist unser Nicht-mehr-Hinsehen ein Wegschauen, ein Nicht-gesehen-Werden. Klar wissen wir um sie und irgendwie sehen wir sie auch; es ist ja nicht so, dass unsere Sehkraft getrübt wäre. Doch wir nehmen sie höchstens noch als «Betroffene» wahr: eine mehr oder weniger ano-

nyme Masse, die von Krieg und Terror heimgesucht wird, eine typische Armutsbetroffene oder ein Jemand, der mit Ausgrenzung oder Hass konfrontiert ist. Aber sehen wir den Menschen dahinter überhaupt? Aus schierer Ohnmacht nicht mehr hinsehen wollen, bringt diese Menschen zum Verschwinden. Was eine schlimme Form von Missachtung ist. Zum Glück gibt es ein Mittel dagegen: Die «radikale Menschlichkeit». Sie bedeutet so viel wie: Im Gegenüber nicht bloss eine*n Betroffene*n sehen, ein Opfer oder eine*n Andere*n, sondern konsequent den Menschen – und nichts anderes. Was im Übrigen entweder für alle Menschen gilt oder für keinen.

Erzählen trotz allem

Die Welt ist vielschichtig geworden, die Zusammenhänge unüberschaubar, und obwohl wir angeblich über alles informiert sind, haben wir die Übersicht verloren. «Es ist alles so unfassbar und aussichtslos», das ist oft zu hören – weil derart komplex, negativ oder schlicht zu grauenhaft, um es noch in Worte zu fassen. Tatsächlich gibt es viele Gründe, sich den Berichten über das Weltgeschehen im Kleinen und Grossen zu verweigern – die schiere Erschöpfung etwa, Angst oder abermals die Ohnmacht, die uns lähmt – und sich stattdessen auf das zu besinnen, was einem guttut.

Auch wir vom Strassenmagazin werden immer wieder damit konfrontiert: Unsere Berichte über Obdachlosigkeit, Armut, Ausgrenzung und Flucht seien zu negativ und aussichtslos, wir mögen unseren Blick doch lieber auf das wenden, was Hoffnung gibt und Zuversicht verspricht. Daran ist nichts verkehrt. Nur, unter dem Vorwand des Unfassbaren und Schweren nicht mehr vom Leben der Menschen ohne Bleibe, ohne Geld oder ohne Heimat zu erzählen, liefe darauf hinaus, ihre Stimmen auf stumm zu schalten. Was im Übrigen immer im Sinne derer ist, die wollen, dass diese Menschen nicht gehört werden.

Man kennt das von Fällen häuslicher Gewalt: Nicht über das Geschehene reden – weil es schier unglaublich ist und damit unsagbar –, bedeutet auch, den Täter(inne)n zu helfen, denn sie wollen genau das: Niemand soll davon wissen. So schwer das Erzählen und Berichten darüber auch ist, besonders für traumatisierte Personen, es kann eine Gegenstrategie zur Täterschaft

sein, indem es die Menschen, denen das angetan wird, nicht zum Verstummen bringt, sondern ihnen zu Anerkennung verhilft. Dabei geht es auch um Zeugenschaft. Oder um jenes Beispiel zu nennen, das in seiner Art beispiellos ist: Nicht wenige sind der Meinung, das Singuläre des Holocaust bestehe auch darin, dass die von den Nazis verübten Verbrechen unfassbar, unbegreiflich und damit unsagbar seien. Andere, wie der Auschwitz-Überlebende Primo Levi (dessen Buch «Ist das ein Mensch?» Schullektüre sein müsste), meinten, dass zur Vernichtung der Juden und Jüdinnen laut Nazi-Ideologie zwingend ihr Vergessen gehörte. Eingestehen, dass diese Verbrechen unbeschreibbar seien, würde deshalb darauf hinauslaufen, die Opfer zu vergessen und damit das Unrecht an ihnen hinzunehmen, so Levi.

Natürlich stellt sich beim Erzählen trotz allem dann immer noch die Frage, wer erzählen darf oder soll und aus welcher Position heraus diese Person erzählt: Sind es die Betroffenen selber, sind es Expert*innen, welche die Ereignisse analysierend in einen Zusammenhang stellen, oder sind es Journalist*innen, die aus dem Erlebten der Betroffenen eine Geschichte weben, mit dem Ziel, zu informieren und zu sensibilisieren? In jedem Fall müssen wir damit rechnen, dass ein Erzählen trotz allem nicht immer – wie man das vielleicht erwartet – gradlinig, in allem nachvollziehbar und abgerundet ist. Ein Erzählen gegen die Ohnmacht und den Eindruck, alles sei unfassbar, un(beschreibbar und unveränderlich, kann durchaus bruchstückhaft sein, holprig und auch widersprüchlich – genauso wie das Erlebte, die Wahrnehmung und die Erinnerung es sind.

Zuhören trotz allem

Ohnmacht ist nicht bloss lähmend, sie hat auch etwas Gefährliches. Wir fühlen uns überfordert und orientierungslos, verharren in unserer Komfortzone, einer «Bubble», wo fast nur noch solche am Reden sind, die das aussprechen, was wir sowieso schon denken. Und werden so anfällig für krude Meinungen und schlichte Lösungen, die dem Muster folgen: dafür oder dagegen, Freund oder Feind. Was auf der Strecke bleibt: dass man auch denen zuhört, die man nicht versteht, deren Meinung man nicht teilt, die man am liebsten zum Teufel jagen würde.

Dabei kann Andersdenkenden zuhören nicht bloss weniger eintönig sein als dem eigenen Echo zu lauschen, es wirkt auch aktivierend und holt uns damit aus der Lethargie der Ohnmacht: Man muss sich Befremdlichem und Widersprüchlichem stellen, muss aushalten, keine Antworten auf seine Fragen zu bekommen, man muss damit rechnen, dass die Gewissheit von heute die Unordnung von morgen ist, man muss zwischendurch aufhören, sich gegenseitig den Vorwurf zu machen, nicht auf der richtigen Seite zu stehen – kurz und gut: Andersdenkenden zuzuhören, mit ihnen zu debattieren, führt zwangsläufig dazu, dass man

Standpunkte ausdifferenziert und so Grauzonen hinter vorgefassten, längst zementierten Schwarz-Weiss-Bildern in unserem Kopf schafft. Aber sollte man wirklich allen zuhören? Auch Faschos zum Beispiel? Ich meine, ja – vor allem, wenn man sie bekämpfen will. Denn erstens haben sich durch Zuhören und Miteinanderreden noch immer ein paar Verwirrte umstimmen lassen und zweitens ist es in jedem Fall besser, ihnen in die Augen zu schauen, statt von hinten überrascht zu werden (es gibt, sinngemäss, diese alte Losung: Kennt den Feind, bekämpft den Feind!). Eine andere Frage ist, ob man Faschist*innen eine Bühne bieten darf, damit sie ihre menschenverachtende Ideologie wieder und wieder präsentieren und bewerben können. Die Antwort hier: Ganz bestimmt nicht.

Fantasieren trotz allem

Je länger wir in Ohnmacht verharren, desto mehr verkümmert unsere Vorstellungskraft. Sich dem Hinschauen, Erzählen und Zuhören zu entziehen, läuft darauf hinaus, dass man sich auf das verlässt, was man sowieso schon im Kopf hat: festgefahrene Bilder von Konflikten und wer wieso auf der richtigen Seite steht, Bilder von Geflüchteten, die entweder Opfer sind oder aber Kriminelle, seltener auch Held*innen, von Menschen am Rande der Gesellschaft, denen partout geholfen werden muss oder die an ihrer Misere selber schuld sind. Könnte das, was ich zu glauben meine, auch anders sein? Diese Frage taucht nicht mehr auf. Genau sie aber öffnet Räume im Herzen, im Kopf, in unserer Fantasie. Das Widerständige der Vorstellungskraft besteht darin, dass sie von uns verlangt, den einzelnen Menschen aus den ewig selben Bildern in unserem Kopf zu befreien, ihn auf neue Weise wahrzunehmen – und damit auch anders über ihn zu reden, von ihm zu erzählen. Von Abdullah etwa, der nicht bloss ein afghanischer Geflüchteter ist, sondern ein verheirateter Mann und Vater dreier Töchter, der schon früh Reporter werden wollte, nachdem er als Kind auf einer Müllhalde eine Plastikkamera fand. Oder von Lotti, die nicht bloss eine ältere Frau ist, von Armut betroffen, sondern auch eine, die Kartoffelsalat mag, die den Herrgott für einen «Plagöri» hält und sich im Wald gerne zwischen die Bäume stellt. Die Räume der Fantasie, die so eröffnet werden, haben soziale und politische Kraft.

Was die Vorstellungskraft auch vermag: Sie lädt uns ein, uns in die Lage des Gegenübers zu versetzen, mit ihm mitzufühlen. Was uns daran erinnert, wie ähnlich wir alle einander doch sind. Empathie ist nicht möglich ohne die Erfahrung des Gemeinsamen. Vielleicht gleichen wir uns nicht in der Art zu denken, zu reden, zu glauben oder zu lieben, wohl aber darin, dass wir alle verletzlich sind. Die Verwundbarkeit des Anderen ist unsere eigene Verwundbarkeit. Wo Empathie fehlt, ist im Grunde alles möglich. Einen Menschen zu demütigen, ihn zu verletzen oder

gar zu töten, ist einfacher, wenn man sich nicht vorstellen kann oder will, dass er ebenso verletzlich ist wie man selber. Das Böse, sagte die Philosophin Hannah Arendt, braucht keine Fantasie.

Lachen trotz allem

Humor ist ein Wundermittel gegen alle, die uns weismachen wollen, dass es so ist und nicht anders, die mit simplen Lösungen und Schuldzuweisungen auffahren, die unentwegt hetzen und spalten. Also gegen Populist*innen jeder Couleur.

Wieso Humor? Weil es keinen einzigen Populisten und keine einzige Populistin gibt, die nur schon in Anzeichen witzig wäre. Sie mögen sackweise beissenden, verletzenden Spott haben, aber gewiss keinen Humor. Denn wer Humor besitzt, ist in der Lage, über sich selbst zu lachen, sich auch mal weniger ernst zu nehmen. Und das können Populist*innen beim besten Willen nicht. Dafür müssten sie sich eingestehen, dass ihre selbstgefällige Art, in allem Recht haben zu wollen, etwas Komisches an sich hat, vielleicht sogar lächerlich wirkt.

Humor ist, mit einem Wort, Relativismus. Und nichts ist dem Populismus fremder als das: abwägen, abschwächen, etwas in Beziehung setzen, sich selber unter einer anderen Perspektive sehen, sich hinterfragen, womöglich gar unsicher werden.

Sich solidarisieren trotz allem

Schliesslich ist der entscheidende Schritt heraus aus der Ohnmacht: sich zu solidarisieren. Davon ist oft die Rede. Und tatsächlich braucht es nicht viel: Um solidarisch zu sein, reicht die Einsicht, dass sich meine Privilegien – die Sicherheit, in der ich lebe, mein Wohlstand, meine Bildung etc. – dem Umstand verdanken, dass andere darüber nicht verfügen können. Manchmal

schieben wir diese Tatsache von uns; wir wissen zwar, dass es uns gut geht, doch wir blenden aus, dass dem so ist, weil es anderen schlecht geht. Dass die Armut der einen der Reichtum der anderen ist, ist grauenhaft, es ist weder zu rechtfertigen noch auszuhalten, und die Antwort darauf müsste sein: konkrete, gelebte Solidarität auf breiter Basis.

Bloss tun wir uns schwer, diese guten Absichten in gemeinsame Taten umzusetzen. Was auch daran liegen mag, dass Uneinigkeit, Zank und Streit im unproduktiven, abgrenzenden Sinne fast schon zum Stil unserer Zeit geworden sind. Gerade auch in Kreisen, die sich in ihren Grundwerten eigentlich einig sind, hat Minimaldissens Hochkonjunktur, und man streitet über Wokismus, Gendersternchen oder die Zugehörigkeit zu Splittergruppen, die für sich genommen unbedeutend sind. Konstruktive Auseinandersetzung findet man hier selten. Doch Allianzen schmieden heisst, so bitter es sein mag, auch grosszügig zu sein – und freundlich obendrein. Denn der Zwist unter weitestgehend Gleichgesinnten stärkt bloss die Macht der Herrschenden.

Auf kollektive Solidarität, die nicht nur herbeigeredet, sondern tatsächlich gelebt wird, gründet der Widerstand gegen alle Formen von Ausgrenzung und Ungerechtigkeit, die sich im Dunst von Ohnmachtsgefühlen immer weiter ausbreiten. Kollektive, gelebte Solidarität ist aber auch eine Antwort auf selbstbezogene, moralisierende Diskurse. Und auf eine allgemeine Betroffenheit, die inzwischen so diffus ist, dass fast niemand von uns mehr daran glaubt, etwas tun und verändern zu können. Dabei ist doch gerade das die banalste aller Wahrheiten: Nichts, das von Menschen gestaltet wurde, und schon gar nicht die sozialen Verhältnisse, in denen wir leben, ist unveränderbar. Und die Zukunft ist sowieso offen.

ANZEIGE



600 x Surprise – wir gratulieren!

Scheidegger & Spiess

Verlag für Kunst,
Fotografie und
anderes :)

scheidegger-spiess.ch



Woran
werden Sie
sich nie
gewöhnen?



Einmal selber Verkäufer*in sein

Seitenwechsel Drei Personen, die eigentlich anderen Jobs nachgehen, haben sich die Surprise-Weste übergezogen und einen Tag lang Hefte verkauft. Was sie dabei erlebt haben.

FOTOS **SAMUEL SCHALCH**

Wie sich Mitleid anfühlt

Text: Anita Baumgartner

Der Mann, wohl Anfang 30, zögert beim Vorbeigehen auf der Zürcher Bahnhofsbücke. Dann kommt er auf mich zu. Er hat offensichtlich Mitleid mit mir, will mir darum etwas Geld zustecken. Das Heft will er nicht. Ich oute mich als Vorstandsmitglied von Surprise und sage, dass ich einmal selbst erleben will, wie es ist, das Magazin zu verkaufen.

Er fragt, ob ich von der Stadt sei, und als ich verneine, legt er los: Wie falsch die Sozialpolitik sei, die die Leute in eine Passivhaltung bringe. Dass er es auch nicht leicht hatte, ohne Eltern aufzuwachsen, aber nie Hilfe wollte. Dass die Leute aus ihrer Opferrolle rauskommen und sich selber helfen müssten. Eine Steilvorlage, um ihm aufzuzeigen, dass Surprise genau das macht: Den Menschen eine niederschwellige, selbständig durchführbare Arbeit zu geben, die sie aus der Isolation und vielleicht auch Lähmung holt. Wie sie Kontakte und mit der Zeit ein Stammpublikum auf-



ANITA BAUMGARTNER ist seit 2024
Vorstandsmitglied des Vereins
Surprise. Sie hat das Strassenmagazin
einen Vormittag lang an einem
prominenten Standort mitten in Zürich
verkauft: auf der Bahnhofsbrücke.



bauen und ihre Handlungsfähigkeit stärken. Er nickt zufrieden: «Sie bauen ihren Selbstwert auf.» Das Heft will er trotzdem nicht kaufen, aber ich bin happy mit meinem kleinen Überzeugungserfolg.

Zuvor lief es harziger als erwartet. Mir fehlt wohl wirklich dieses Stammpublikum. Immer wieder gehen Leute vorbei, die mir freundlich zurufen: «Ich muss das Heft immer bei Urs/Liliane/Charly kaufen, tut mir leid!» Mich freut es zu hören, wie die Verkäufer*innen vielerorts genau solche Beziehungen aufbauen. Erst nach rund einer Stunde kauft ein junger Mann das erste Heft, ein kleines Glücksgefühl. Dann lange viele Tourist*innen, die mit Koffer und Handy in der Hand vorbeieilen; Leute, die demonstrativ wegschauen, den Kopf schütteln oder mich schlicht ignorieren.

Heini Hassler, der normalerweise auf dieser Brücke Hefte verkauft, begleitet mich zu Beginn. Er erzählt von der Arbeit für Surprise, von sich und seiner Epilepsie-Krankheit und der Freundschaft zu Ruedi Kälin, der früher hier verkaufte und vor knapp zwei Jahren starb. Es ist berührend zu erleben, wie sich offensichtlich

auch unter den Verkaufenden von Surprise kleine, stabile Gemeinschaften bilden. In der Ausgabe, die ich verkaufe, ist auch eine Kolumne von Heini, den ich den Käufer*innen jeweils freudig empfehle.

Dann werde ich innert 45 Minuten gleich fünf Hefte hintereinander los – was für ein Rausch! Den Käufer*innen gegenüber erkläre ich immer, dass ich vom Vorstand bin. Ich wollte nicht einfach so tun, als sei ich effektiv auf diese Einnahmen angewiesen. Und ich war neugierig, was sie wohl dazu sagen würden. Worauf sie die Qualität des Hefts loben, spontan erzählen, wie lange sie es schon kaufen, oder dass sie mal auf einem eindrücklichen Stadtrundgang waren und Surprise eine tolle Sache finden.

Danach folgen erneut fast zwei Stunden Flaute. Manche stecken mir eilig Geld zu, weil sie Mitleid haben, ohne dass ich mich erklären kann. Kein gutes Gefühl.

Schliesslich die schrägste Begegnung des Tages: Ein Mann ca. Mitte 30 «fühlt sich von mir getriggert», weil ich «als Frau» da auf der Brücke stehe. Frauen hätten inzwischen einfach zu viele Rechte, früher

sei es besser gewesen. Als ich ihn mehrfach frage, welche Rechte ich denn seiner Meinung nach nicht haben sollte, weicht er aus. Das sei schwierig, das könne er mir so nicht sagen, und überhaupt sei ich ja schon etwas älter. Aber es sei einfach nicht mehr gut heutzutage. Nachdem er sich auch noch «vom Rot meines Gilets getriggert» fühlt, weil ihn das an die türkische Flagge erinnere, geht er weiter. Ich rufe ihm noch hinterher, dass die Fahne der Schweiz übrigens auch rot sei, und bleibe ratlos zurück. Wie hätte ich mich wohl gefühlt, wenn ich die Sprache nicht verstünde, eine andere Hautfarbe hätte, jünger oder weniger selbstsicher wäre?

Fazit nach 4,5 Stunden: Ich habe acht Hefte verkauft, dazu noch zwei an Freunde, die vorbeikamen. Kein toller Stundenlohn, aber ein Anfang. Ich kann mir gut vorstellen, dass man mit der Zeit eine regelmässige Käuferschaft aufbauen kann. Und die Kontakte, die Selbständigkeit und die Freiheit schätzt. Mitleid hingegen ist unangenehm. Umso stärker wird mir bewusst, wie schön es ist, wenn Menschen einfach freundlich sind und ein Herz haben.

Die Frage, wie wir funktionieren

Protokoll: Charlotte Trinler und Diana Frei

09.37 Endlich im Tram! Heraus aus der Hektik. Ein wenig Ruhe ... tut gut!

10.10 Habe meinen Standplatz bezogen. Die Coop-Filiale hier ist abseits und sehr klein. Ich ging anfangs gleich zur Filialleiterin, und sie hat mir dann sehr klar gesagt, wo ich stehen soll, neben dem Abfallkübel und dem Aschenbecher. Es ist ein schöner Tag, aber sehr kalt. Auch sehr ruhig. Vögel zwitschern, die Bäume in voller Blütenpracht ... sehr meditativ. Ich hatte gestern einen hektischen Tag, auch heute morgen war ich im Stress. Da ist es an sich toll, mal ein paar Stunden Ruhe zu haben. Ich kann wirklich runterfahren an diesem Ort.

10.15 Wenn nur dieser typische Supermarktgeruch nicht wäre. Ich muss mich etwas nach vorne verschieben. Interessant, wie die Leute absichtlich wegschauen. Was geht in diesen Menschen vor? Zeitdruck? Das glaube ich zwar nicht in diesem beschaulichen Wohnquartier. Scham? Ablehnung?

10.30 Das erste Heft ist verkauft! Ich war gerade in Gedanken versunken. Eine ältere Dame kam direkt auf mich zu, wahrscheinlich kauft sie Surprise regelmässig.

11.00 Es läuft wirklich nicht viel hier. Der Laden wird nicht sehr stark frequentiert, das Durchschnittsalter ist hoch. Einer sagt mir, er sei in Rente, daher könne er kein Heft kaufen.

11.10 Ich beobachte die wenigen Leute, die hier vorbeikommen. Mir fällt plötzlich der Egoismus der Menschen auf. Es gibt jene, die mitten auf der Strasse ihr Auto parkieren, den Motor laufen lassen und

dann schnell was einkaufen gehen. Da rege ich mich tatsächlich auf. Me, myself and I. Der Fokus nur auf sich selber. Eine schlechte Voraussetzung für den Umgang mit armutsbetroffenen Menschen.

11.40 Das passt auch zum Einkaufs- und Entsorgungsverhalten. Manche bringen ihren Haushaltsabfall mit und entsorgen ihn in der öffentlichen Mülltonne. Dann gehen sie einkaufen.

12.20 Jetzt steht es sich ganz gut hier. Ruhe pur. Keine Leute.

12.55 Spaziergänger*innen und vereinzelte Ladenbesuchende. Schon länger beobachte ich, dass die Menschen ausweichen, zum Beispiel auf die gegenüberliegende Strassenseite wechseln. Mit Männern komme ich kaum in Austausch, sie machen die grössten Bögen um mich.

13.00 Manche Menschen sind aber auch interessiert. Es scheint irritierend, dass ich ihre Sprache spreche, Baseldeutsch.

ANZEIGE

**STAPFER
HAUS:**

HAUPTSACHE GESUND.

10. November 2024 bis 26. Oktober 2025

Eine Ausstellung
mit Nebenwirkungen

Vielleicht fragen sie sich, wie ich hier «landen» konnte?

13.10 Das Heft, das ich verkaufe, trägt den Titel «Abstieg», das Thema: Working Poor. Vielleicht verbinden die Leute das direkt mit mir. Das Verhalten, die Blicke ... Da geht sicher etwas in den Köpfen. Ich glaube, manche denken: «Das ist jetzt so eine.» Es würde mich grundsätzlich schon sehr interessieren, was die Leute wirklich denken. Warum sie sich so verhalten. Warum sie ausweichen.

13.15 Ich glaube, manche wundern sich ein bisschen über mich, weil ich in ihren Augen keine typische Surprise-Verkäuferin bin. Aber es fragt fast niemand nach den Hintergründen. Ich bekomme ganz viele Blicke, Fragen aber kaum.

13.20 Es hat auch seine schönen Seiten, hier zu stehen. Vielleicht könnte man hier mit mehr Zeit wirklich gute Beziehungen aufbauen, eine gemeinsame Basis

schaffen. Ich würde die Menschen hier gerne besser kennenlernen und manche vielleicht auch ein bisschen aus dem Busch klopfen.

13.45 Es wird langsam anstrengend. Ich bewundere die Strassenverkäufer*innen, die so lange an einem Ort stehen können. Beine und Rücken schmerzen.

13.55 Ich packe meine Sachen zusammen. Vier Hefte konnte ich verkaufen. Auch ein wenig Trinkgeld war dabei, damit hätte ich nicht gerechnet. Ich habe mit ein paar Leuten gesprochen – eben diesen fünf, mit denen ich im Austausch war, und diese waren alle sehr nett. Eine tolle Erfahrung!

Der Tag danach: Die restlichen Hefte liegen zusammen mit dem Surprise-Gilet noch auf dem Wohnzimmertisch, und jedes Mal, wenn ich daran vorbeigehe, löst der Blick darauf etwas aus in mir. Der gestrige Tag hallt nach, er gibt mir zu denken. Mein Eindruck ist, dass wir wirklich ein

gesellschaftliches Problem haben. Dass wir nicht reden miteinander. Was hält uns davon ab, auf Menschen zuzugehen, die wir am sogenannten Rand verorten? Wieso werden sie von vielen gemieden? Viele verstehen nicht, wenn es jemandem nicht gut geht. Es fällt mir nicht nur bei Surprise auf. Ich finde das symptomatisch für unsere Zeit. Ich empfinde das auch in meinem Job sehr stark. Ich begleite Teams in Veränderungsprozessen und stelle auch dabei oft fehlende Empathie fest.

Der Gedanke beschäftigt mich nachhaltig, verbunden mit der Frage, was man dagegen tun könnte. Wichtig wäre für mich, als Gesellschaft daran zu arbeiten. Und ich hoffe, dass ich auch für mich selber einen Weg finde, im gesellschaftlich-sozialen Bereich noch stärker ins Handeln zu kommen.



CHARLOTTE TRINLER ist Vorstandspräsidentin des Vereins Surprise. Beruflich coacht sie mit ihrer eigenen Firma Teams in Veränderungsprozessen. Für einige Stunden hat sie Surprise verkauft, um zu erfahren, wie diese Position die Sicht auf die Welt prägt.





FREDI LÜTHIN ist Inhaber einer Kommunikationsagentur und seit 2022 Vorstandsmitglied des Vereins Surprise. Er hat das Strassenmagazin an einem Samstagmorgen in Windisch vor einer Coop-Filiale verkauft.

«Ich habe in drei Stunden 34 Franken verdient»

Interview: Lea Stuber

Fredi Lüthin, was hat überwogen: das Gefühl, exponiert zu sein oder unsichtbar?

Fredi Lüthin: Ich war eher unsichtbar. Das lag auch am Ort, vor dem kleinen Coop auf dem Campus der Fachhochschule waren nur sehr wenige Leute. Mich konnten also gar nicht so viele Menschen sehen.

Wie bist du damit umgegangen?

Ich habe allen, die vorbeikamen, Grüezi gesagt und geschaut, was passiert. Interessanterweise haben acht von zehn Leuten den Augenkontakt vermieden. Aber ich mache das ja selber manchmal auch: Wenn ich zum Beispiel an Leuten vorbeikomme, die für Hilfswerke Geld sammeln, schaue ich sie praktisch nie an. Weil ich nicht in ein Gespräch verwickelt werden will.

Haben sie zumindest zurückgegrüsst?

Ja, sie waren durchs Band sehr nett, fast alle haben zurückgegrüsst. Viele signalisierten aber: keine Zeit.

Was hat das bei dir ausgelöst?

Man gewöhnt sich daran, ich nahm es nicht persönlich. Ignoriert zu werden, ist einfach Teil dieses Jobs.

Hast du dich ausgegrenzt gefühlt?

Nein, nicht unbedingt. Die Leute sehen ja, dass ich etwas verkaufen will. Und wenn es nicht das ist, was sie gerade wollen, interessiert es sie halt nicht. Da kann ich noch so nett sein, das hat nichts mit meiner Person zu tun. Am Ende bist du ein Verkäufer, und nicht alle kennen dein Produkt. Aber eines ist sicher: Es reicht nicht, nur dort zu stehen und das Magazin in die Luft zu halten. Man muss wirklich etwas tun, wenn man Hefte verkaufen will.

Zum Beispiel?

Man muss auf die Leute zugehen: «Haben Sie das neue Surprise schon? Kennen Sie Surprise?» Das kostet jedes Mal ein bisschen Überwindung. Zwei, drei Kund*innen kamen direkt auf mich zu und kauften das Heft. Die kannten Surprise bereits. Was manchmal auch funktioniert hat: Ich habe Grüezi gesagt, bevor sie in den Coop gegangen sind, und nach dem Einkauf kamen sie zu mir: «Jetzt habe ich Zeit, jetzt kaufe ich das Heft.» Einer sagte, er kaufe das Heft immer bei Tinu in Bern – das hat mich für den Tinu gefreut.

Schön war auch, als mir eine Frau, die selber nicht besonders viel Geld zu haben schien, einfach eine Zehnernote in die Hand drückte, das Heft nahm und mir alles Gute wünschte. Man spürt zum Teil wirklich Solidarität. Das wiegt die Nichtbeachtung auf. Und hier noch mein schönstes

Erlebnis: Ich setzte mich auf ein Bänkli, um kurz Pause zu machen, als mich ein Vater und seine Tochter ansprachen. Sie fragten mich, ob ich über Glauben und Gott sprechen wolle. Wir redeten dann stattdessen über Surprise, und am Schluss habe ich ihnen ein Heft verkauft.

Nicht alle Surprise-Verkäufer*innen sprechen Dialekt wie du und können den Passant*innen mal eben die Idee hinter dem Strassenmagazin erklären.

Ja, da hatte ich sicher einen grossen Vorteil. Eine junge Frau, vermutlich eine Studentin der Fachhochschule, hielt an, als ich sie ansprach. Sie kannte Surprise nicht, ich habe ihr das Konzept erklärt, und dann hat sie mir ein Heft abgekauft.

Wie viele Hefte hast du insgesamt verkauft?

Nur acht. Interessanterweise haben gleich drei Leute mit Twint bezahlt. Zwei oder drei haben mir zehn Franken gegeben. Insgesamt habe ich in drei Stunden 34 Franken verdient, das ist nicht viel.

Was denkst du, hast eher du die Menschen beobachtet – oder umgekehrt?

Ich bin mir nicht wahnsinnig beobachtet vorgekommen. Im Gegenteil: Man muss sich die Aufmerksamkeit ein Stück weit erkämpfen.

Wie treten
Sie mit
anderen in
Kontakt?

Die Scham überwinden

Soziale Scham Wir haben Menschen bei Surprise gefragt, welche Wege und Techniken sie anwenden, um sich von ausgrenzenden und beschämenden Erfahrungen nicht lähmen zu lassen.

AUFGEZEICHNET VON **HANNA FRÖHLICH,**
JANINE SCHNEIDER UND **SARA WINTER SAYILIR**

Scham ist ein soziales Gefühl. Ob, wie und weshalb man sich schämt oder beschämt wird, hängt mit den Werten und Normen der Kultur zusammen, in der man lebt. So schämen sich Menschen in der Schweiz etwa wegen fehlender finanzieller Mittel, der Abhängigkeit von der Sozialhilfe, we-

gen einer chronischen Erkrankung oder Arbeitsunfähigkeit. Auch die Herkunft kann ein Grund für Scham sein, und wer stark von geltenden Normvorstellungen abweicht, leidet ebenfalls häufig darunter. Der Blick von aussen ist dabei entscheidend – und sei es nur der internalisierte.

Die Erwartungen der Familie, des persönlichen Umfelds, der Blick der anderen im beruflichen Kontext oder in der Gesellschaft als Ganzes. Beschämung kann zu Hilflosigkeit und Handlungsunfähigkeit führen, man fühlt sich immer weniger zugehörig, wird weiter ausgegrenzt.

Pascale Pohl, erinnerst du dich an den ersten Tag, an dem du Surprise verkauft hast?

Pascale Pohl verkauft das Strassenmagazin in Bern.

«Daran erinnere ich mich sehr gut, das war nämlich am Montag vor eineinhalb Wochen. Zuerst bin ich zum Surprise-Büro und noch am selben Tag mit den zehn Heften, die man zu Beginn erhält, zu meinem Standort im Steinhölzli gegangen. Am ersten Tag habe ich drei Hefte verkauft. Ich hatte auch gar nicht den Ehrgeiz, mehr zu verkaufen. Einige Leute musste ich ein wenig überzeugen, das Heft bei mir und nicht bei jemand anderem zu kaufen. Zuerst fand ich das ein wenig rücksichtslos, unethisch – denn der Markt ist ja beschränkt. Aber dann dachte ich, du willst ja auch etwas verkaufen, also let's go. Beim Verkaufen muss man mit den Leuten ins Gespräch kommen, sondieren, reinspüren. Es kommen sehr unterschiedliche Menschen vorbei, man sieht da das gesamte Abbild der Gesellschaft. Und mit allen muss man umgehen können.

Was man als Surprise-Verkäuferin auch erlebt, ist Mitleid. Ich finde das grundsätzlich nett, aber für mich persönlich auch ein wenig erniedrigend. Schliesslich bin ich hier, um ein Produkt zu verkaufen, von dem ich überzeugt bin. Aber ich habe schon viel durchgemacht. Mir hilft es, wenn ich das Ganze als Inszenierung betrachte, genau wie ein Theaterstück oder eine Zirkusaufführung – wie schaffe ich es am besten, ein Heft zu verkaufen? Das kreiert eine gewisse Distanz. Solange ich die Freiheit habe, selber zu inszenieren, kann ich mich auch mit einem Job arrangieren, der mir nicht immer gleich gut gefällt.»

Fartun Abukar, wann hast du Mut?

Fartun Abukar verkauft Surprise in Wald und Bauma – ein ausführliches Porträt von ihr lesen Sie auf Seite 36.

«Es macht mich glücklich, Hefte zu verkaufen. Ich erkläre den Leuten gerne lange, wieso das Surprise ein gutes Heft ist, das auch anderen Leuten hilft, nicht nur mir. Von den Mitarbeiter*innen werde ich immer stark unterstützt. Hier in der Schweiz habe ich Frieden, bin ich sicher.

Wenn Leute mich beleidigen, wehre ich mich. Ich vertraue den anderen Leuten um mich herum, die mir in solchen Situationen helfen. Vielen von ihnen habe ich meine Geschichte erzählt. Ich habe den Schweizer Pass. Ich vermeide Stress, ich lasse Beleidigungen nicht an mich heran. Denn das kann ich mir nicht leisten, ich muss mich auf das Positive fokussieren.

Ich setze mich stark dafür ein, dass alle meine Kinder eine Ausbildung machen können. Ich beziehe keine Sozialhilfe, weil ich ein Vorbild für meine Familie sein möchte. Weil ich alleinerziehend bin mit sieben Kindern, ist es schwierig. Ich überlege die ganze Zeit, wie ich mehr arbeiten könnte, aber wegen meinem kleinsten Kind ist es fast unmöglich. In drei Jahren wird alles besser, weil die Grossen dann selbständig sind. Der Gedanke daran, dass irgendwann alle für sich selbst sorgen können – ausser der Kleinste, der bei mir bleiben kann –, gibt mir Kraft.»

Aschi Aebersold, wofür lohnt es sich zu kämpfen?

Aschi Aebersold verkauft Surprise in Bern.

«Das Leben ist manchmal schon ein Kampf. In der Kindheit war ich lange im Jura, als Verdingbub. Als unser Vater gestorben ist, blieben fünf Kinder zurück. Als ich mit der Schwester aus den Ferien in Frankreich zurückkam, haben sie mich direkt abgeholt, ohne dass wir etwas davon wussten. Sie haben mich und meinen Bruder auf einen Bauernhof im Jura gebracht. Ich habe dort oft gekämpft, aber ich habe schnell gemerkt, dass es nichts nützt. Man musste einfach folgen. Das war eine sehr fromme Familie. Da war alles verboten, ausser zu arbeiten.

Später im Leben hat es sich dann aber oft gelohnt zu kämpfen. Zum Beispiel privat. Ich bin seit 25 Jahren verheiratet. Es ist wichtig, zusammen zu sprechen und am Abend alles auch wieder loszulassen. Wenn ich Probleme habe, gebe ich diese abends jeweils dem Herrn ab. Ich habe festgestellt, dass die Leute auch sonst zu wenig miteinander sprechen. Man kann jemandem Mut geben, indem man mit der Person spricht und sie zum Lachen bringt. Der Mensch sollte nicht alleine sein.

Es war auch ein Kampf, die IV zu erhalten. Erst beim zweiten Mal hat es geklappt. Dranbleiben lohnt sich also. Auch gegen meine vielen Krankheiten muss ich immer wieder kämpfen. Aber wenn ich sterbe, dann sterbe ich eben. Ich habe mein Leben gelebt. Ich habe gekämpft.»

René Senn, was gibt dir Kraft und Energie?

René Senn verkauft das Strassenmagazin in Zürich.

«Ich bin eher ein bisschen auf der schlappen Seite. Heute bin ich AHV-Bezüger, das ist schon mal gut. Ich muss nicht mehr arbeiten, sondern darf. Jeden Tag raus und unter die Leute zu gehen, ist mir trotzdem wichtig. Das härtet einen auch gegen das Klima ab, ich kann im Winter problemlos draussen stehen. Jeden Tag stehe ich drei bis vier Stunden abends draussen am Bahnhof Enge oder in Wiedikon und verkaufe Hefte. Ich bin ein Morgenmuffel, bei mir fängt der Tag am Mittag um 12 Uhr an. Ich sammle Musik, das ist mein Hobby. Alles, was in jungen Jahren verpönt war, Udo Jürgens, Peter Alexander, Abba. Ich habe eine grosse Platten- und CD-Sammlung zuhause aus den 70er- und 80er-Jahren.

Als ich das erste Mal Surprise verkauft habe, war ich scheu. Nach 20 Jahren bin ich jetzt abgehärtet. Wenn du nur dastehst mit dem Heft, dann kommt praktisch niemand – wenn du die Menschen aber mit Ausrufen wie «Surprise aktuell» ansprichst, dann machst du sie auf dich aufmerksam. Mit den Handys hat sich etwas verändert, die Leute sind weniger aufmerksam als früher. Ich merke auch, dass es mehr Expats in der Stadt gibt, aber das ist kein Problem, da ich Englisch und Spanisch spreche.»

Tinu Jost, wogegen hast du dich gewehrt?

Tinu Jost verkauft Surprise in Bern.

«In meinem Leben habe ich mich viel gewehrt. Vor allem früher, als ich noch ein Kind war. Aber diese alten Geschichten liegen hinter mir. Ich bin schon ein Kämpfer. Ich kann mich wehren. Aber ich habe auch sehr viel Unterstützung und das ist wichtig. Ich hatte lange Probleme mit dem Alkohol. Habe den Lohn jeweils gleich versoffen. Ich habe lange vergeblich gegen den Alkohol gekämpft. Aber dann hat es im Kopf plötzlich eines Tages Klick gemacht. Ich weiss bis heute nicht, weshalb. Ich bin am Abend nach Hause gekommen, habe die Bierdosen angeschaut und gesagt, so jetzt ist fertig. Ich habe das ganze Bier die Toilette runtergespült. Jetzt trinke ich seit eineinhalb Jahren keinen Alkohol mehr – und das ohne Doktor, ohne Psychiater, ohne Tabletten. Wie ich das geschafft habe, weiss ich auch nicht. Aber eben, ich habe Unterstützung. Das ist schon wichtig.

Heute komme ich eigentlich sehr gut klar. Gerade habe ich wenig Probleme, und wenn ich welche habe, versuche ich sie selber zu lösen. Oder hole mir Hilfe. Manchmal muss ich immer noch mit dem Alkohol kämpfen. Es gibt so Situationen, in denen ich am liebsten wieder etwas trinken würde. Doch der da oben im Kopf sagt nein. Noch ein Rückfall und ich könnte nicht mehr arbeiten. Ich möchte nicht mehr dorthin zurück, wo ich mal war. Ich will noch ein bisschen leben. Und deshalb wehre ich mich. Ich habe einen sturen Kopf.»

Benno Fricker, was machst du, wenn du mal nicht über dich selbst sprechen magst?

Benno Fricker ist Stadtführer bei den Sozialen Stadtrundgängen in Basel.

«Kurz gesagt: Es hat mich noch niemand mit einer Frage erwischt, die ich nicht beantworten wollte. Ich sag immer auf meinen Touren zu den Teilnehmer*innen: «Ihr könnt mich alles fragen, solange ihr keine Angst vor der Antwort habt.» Das ist auch mein Verständnis von Professionalität. Als ich bei Surprise anfang, wusste ich, dass ich mich werde ausziehen müssen: vor den Medien, den Tour-Teilnehmer*innen. Ich hab mich dafür entschieden und mach das nun auch.

Eine Taktik hab ich allerdings, die ich auch bei Sachen anwende, die ich nicht so genau weiss: Ich hole sehr weit aus, erzähle ganz viel drumherum und beantworte so auch ein wenig von der eigentlichen Frage. Auf diese Weise fällt die Antwort gross aus, hat aber vielleicht nur am Rande mit der Frage zu tun. Ich wäre wohl ein guter Politiker geworden!»

ANZEIGE



**UNTERSTÜTZUNG
FÜR DEIN
SOZIALES PROJEKT
GESUCHT?**

Abonniere den Newsletter und
entdecke die Förderangebote.

MIGROS
Kulturprozent

Newsletter Soziales & Gesellschaft
engagement.migros.ch/nl-soziales

Ljiljana Azirovic, was macht dein Leben zu einem guten Leben?

Ljiljana Azirovic verkauft Surprise in Uster.

«Ein gutes Leben ist ein gesundes Leben, Gesundheit für meine Kinder und für mich. Auch eine Arbeit zu haben, mein eigenes Geld zu verdienen und nicht abhängig zu sein von anderen, auch nicht von meinen Kindern.

Ich bin schon 15 Jahre bei Surprise und verkaufe immer in Uster. Ich habe dort meine Kund*innen, die sind freundlich mit mir, ich bin freundlich mit ihnen. Mir geht es gut in Uster. Ich bin jetzt auch schon älter und habe Schmerzen in den Hüften. Rausgehen und ein wenig verdienen tut mir gut. Meine Kinder sind alle in Wien, ich bin alleine hier. Mit meinen Kund*innen spreche ich gerne. Sie fragen mich, wie es mir geht, das tut mir gut. Es sind alte und junge Leute, ganz verschiedene, viele sind sehr gute Menschen. Der Chef des Migros-Restaurants gibt mir einen Stuhl, ich esse auch dort zu Mittag. Ich bin glücklich mit meinen Kund*innen und mit meinem Platz.

Wenn es mir nicht so gut geht, lächle ich trotzdem. Als ich das erste Mal Surprise verkauft habe, war ich jung und stark, ich habe mich ein wenig geschämt. Aber als ich dann gesehen habe, wie freundlich die Leute zu mir sind, ist das Gefühl weggegangen. Ich bin aber auch nicht aufdringlich, sage nur Guten Morgen oder Grüezi. Ich bin nicht laut, sitze nur da. Wenn meine Kund*innen etwas kaufen wollen, kommen sie zu mir. Das ist meine Arbeit.»

Danica Graf, wie gehst du mit unangenehmen Fragen um?

Danica Graf führt Menschen auf den
Sozialen Stadtrundgängen durch Basel.

«Unangenehme Fragen sind für mich solche, die mich triggern, die schlechte Gefühle bei mir auslösen, Angst, Scham oder Wut, oder Fragen, die mich die Kontrolle verlieren lassen. Früher wurde ich dann immer stumm. Ich habe versucht abzuwägen, bevor ich antwortete, damit ich nicht aneckte, jemand wütend würde und es gewalttätige Konsequenzen für mich haben könnte. Grund dafür ist wohl die häufige, unter anderem sexualisierte Gewalt, die ich in einer Beziehung erlebt habe.

Heute ist das zum Glück nicht mehr so. Ich stelle mich herausfordernden Fragen und gebe meist sehr offen und direkt Antwort. Auf meinen Touren und in meinem Umfeld werden mir ab und zu Fragen gestellt, die je nach Tagesform und Zustand unangenehme Gefühle auslösen können. Fragen, die mit einem vorwurfsvollen Unterton daherkommen. Warum ich mich aus der toxischen Beziehung so lange nicht gelöst habe, beispielsweise. Als sei ich selbst schuld, dass ich so krank geworden bin. Und: Ich hätte ja jederzeit gehen können. Oder: «Wieso hören Suchterkrankte nicht einfach auf zu konsumieren? Oder: «Wieso gehen die Leute zur Sozialhilfe, wenn sie doch arbeiten könnten?» Viele Menschen fragen aber auch, weil sie es eben nicht besser wissen, weil sie neugierig sind oder auch etwas lernen wollen.

Mir hilft bei solchen Fragen aktives Zuhören, ich frage nach, um sicher zu gehen, dass ich die Menschen auch richtig verstanden habe. Das hilft, Missverständnisse zu beseitigen. Wenn ich aber mal was wirklich nicht beantworten möchte, sage ich es. Schliesslich bin ich niemandem was schuldig. Jeder Mensch hat seine Grenzen.

Wenn ich andere Menschen enttäuschen muss, finde ich das ganz schwierig. Ich möchte niemanden verletzen.»

Was freut
Sie (immer
wieder)?

Wann
haben Sie
zuletzt
gelacht?

«Wenn das Sprechen einer Sprache
bereits politisch ist, kann man sich
hinsetzen und ein Liebeslied singen.
Es wird automatisch politisch»:
Vedat Yıldırım.



«Es geht darum, Menschen einander näherzubringen»

Kunstfreiheit Seit über 30 Jahren bringt Vedat Yıldırım Lieder auf die Bühne, die in seiner Heimat Türkei nicht unumstritten sind – unter anderem, weil er auf Kurdisch singt. Trotz allem glaubt er immer noch an die verbindende Kraft der Musik.

TEXT **SARA WINTER SAYILIR** FOTOS **MARVIN ZILM**

Es ist ein sonniger Samstag im März vor dem Zürcher Moods, Frühlingsanfang. Vedat Yıldırım kommt in bequemen Freizeitklamotten aus dem Hotel schräg gegenüber geschlendert. Der Sänger soll jetzt hier mit seiner Rockband Bajar Soundcheck machen. Zunächst schickt ihn jedoch der Fotograf höflich aber bestimmt zurück, es wäre doch schön, auf den Bildern etwas Bunteres zu tragen. Yıldırım nimmt es mit Humor, der erfahrene Musiker hat schon einiges erlebt. Und für einen Kaffee ist auch noch Zeit. Am Abend werden sie bei der Veranstaltungsreihe Jazzhane spielen, zu Newroz, dem «persischen» Neujahrsfest – das auch Kurd*innen, Afghan*innen und andere Menschen dieses Kulturkreises feiern.

Wegen der enorm schlechten wirtschaftlichen Lage in der Türkei sind Konzerte im Ausland eine immer wichtigere Einkommensquelle für die Künstler. Und die Band hat viele Fans im Ausland. Das ist kein Zufall: In der Schweiz (wie auch in anderen Ländern Europas) gibt es zahlreiche Menschen mit Bezug zur Türkei, die selbst oder deren Eltern einmal aufgrund von politischer Arbeit oder der Zugehörigkeit zu einer der Minderheiten die Türkei verlassen mussten. Auch Vedat Yıldırım und seine Kollegen sind latent immer mit solchen Sorgen konfrontiert: «Wir müssen unbedingt frei reisen können», sagt er.

Es sind nicht nur finanzielle Schwierigkeiten, mit denen sich freie Künstler*innen in der Türkei auseinandersetzen müssen, auch politische Einflussnahme ist eine ständige Begleiterin. «Wir sind schon oft zensiert worden, es gab auch mal Auftrittsverbote. Freunde aus unserer Gruppe Kardeş Türküler wurden angeklagt, aber dann freigesprochen», sagt Yıldırım. Kardeş Türküler, das ist sein anderes Musikprojekt, ein dynamisches, rund 20-köpfiges Ensemble, das man am besten als professionelle Folklore-Gruppe beschreiben kann.

Durch Lieder sichtbar werden

Mit ihnen macht er seit rund vierzig Jahren Musik, offiziell gehören sie als Gesellschaft für Darstellende Künste der Bosphorus-Universität (Boğaziçi Gösteri Sanatları Topluluğu) zu einer der renommiertesten Hochschulen des Landes, an der Yıldırım auch Wirtschaft studiert hat.

Mit Kardeş Türküler gehörte er zu den Ersten in der Türkei, die öffentlich auf Kurdisch gesungen haben. Und nicht nur das, sie verschafften auch dem Liedgut zahlreicher weiterer Minderheiten Öffentlichkeit: Alevit*innen, Griech*innen, Araber*innen, Assyrier*innen, Jesid*innen, Bulgar*innen und so weiter – die Liste der Minderheiten, die in der Türkei leben, ist lang. Im Osmanischen Reich

war ethnische Pluralität Normalität gewesen, viele Menschen waren mehrsprachig. Die Bevölkerung war nach Religionszugehörigkeit und Besitzstand gegliedert, wobei Menschen jüdischen oder christlichen Glaubens mehr Rechte besaßen als Splittergruppen innerhalb des Islams. Mit anderen Worten: Der aufkommende Nationalismus ab Ende des 19. Jahrhunderts erst brachte nicht-türkische Sprachgruppen in Bedrängnis, für die religiöse Minderheit der Alevit*innen oder Jesid*innen hingegen war dies nichts Neues.

Nach dem Ende der bleiernen Militärdiktatur 1980–1989 herrschte eine vorsichtige Aufbruchsstimmung. 1991 wurde das Sprachverbot für Kurdisch aufgehoben. «Ab da wurde es etwas einfacher, es gab erste Zeitungen und Zeitschriften auf Kurdisch und die Leute haben angefangen, auch Musikalben herauszubringen», sagt Yıldırım. «Damals fand so etwas wie ein identitätsbezogenes Erwachen statt. Man beschäftigte sich mit den Kurd*innen, den Armenier*innen, den Las*innen und anderen Minderheiten», erinnert sich Yıldırım. Sogar mit dem Alevitentum. Religiös-konservative und nationalistische Kräfte sahen hierin eine Gefahr und mobilisierten Widerstand, der sich teilweise gewaltsam entlud, waren sie doch bisher im Glauben gelassen worden, ihnen allein gehöre die Türkei. Der Brandanschlag auf ein alevitisches Kulturfes-

tival in einem Hotel in Sivas im Juli 1993, bei dem 35 Menschen meist alevitischen Glaubens ums Leben kamen, ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Und der Staat griff keinesfalls beherrscht ein, woraus viele Alevit*innen zudem den Schluss zogen, sie seien in diesem Staat immer noch nicht sicher.

Spuren in der Seele

Trotzdem ging Yıldırım im selben Jahr mit seinen musikinteressierten Kommiliton*innen von der Bosphorus Universität auf musikethnologische Recherche: Das Projekt Kardeş Türküler war geboren. Ihnen ging es ums Erkunden, aber auch um Rehabilitation. Die Militärdiktatur hatte tiefe Wunden gerissen, zahlreiche Dissidenten waren hingerichtet worden, massenhaft wurden Menschen inhaftiert, weitere zur Flucht gezwungen. Nun waren diese Jahre vorüber, das Atmen schien langsam wieder möglich. «Wir waren jung, fast noch Kinder. Und ich war zwar Kurde, konnte aber nur wenige kurdische Lieder singen.» Ihr Ziel war kein Politisches, sie wollten nur verlorenes Kulturgut wiederentdecken: Was hiess denn eigentlich Volksmusik in der Türkei? «Und weil Istanbul wie eine kleine Türkei ist, brauchten wir nur loszugehen und die Communitys zu besuchen.» Viele der Minderheiten hatten eigene Kulturvereine, zum Beispiel das Komitee der armenisch-türkischen Bevölkerung. Hierüber lernten sie auch andere Freidenker wie den später von einem rechtsradikalen Attentäter erschossenen armenisch-türkischen Journalisten Hrants Dink kennen.

Bisher hatte in den Medien immer alles Türkisch sein müssen. Die Lieder der anderen Volksgruppen waren einfach übersetzt worden, die Originale totgeschwiegen. Das staatliche Radio und Fernsehen TRT sendete nur auf Türkisch. Kardeş Türküler erkundeten Neuland: «Auf unserem ersten Konzert haben wir in vier Sprachen gesungen: Armenisch und Aserbaidshanisch, Kurdisch und Türkisch. Und ein tscherkessisches Friedenslied. Wir haben in den Sprachen der Völker gesungen, die in dem Moment miteinander im Krieg lagen.» Sie sahen sich nicht als Aktivist*innen, schliesslich sangen sie keine Agitationsstücke. «Aber wenn das Sprechen einer Sprache bereits ein politisches Thema ist, kann man sich hinsetzen und ein Liebeslied singen. Das Lied handelt zwar von Liebe, wird aber über die Sprache automatisch politisch.» Später nahmen sie auch kritischere Stücke in ihr Repertoire auf, wie «Dargın mahkum» des alevitischen Dichters Mahsuni Şerif, in dem es um die tiefe Verzweiflung eines politischen Gefangenen geht.

Der Name Kardeş Türküler ist Türkisch und bedeutet Geschwisterlieder. «Unser Ziel war immer, die Menschen einander näherzubringen. Wir sind in Städte wie Samsun gefahren und haben den Leuten dort, die noch nie Kurdisch oder Armenisch gehört hatten, unsere Musik vorgespielt, und ihnen ebenfalls zugehört.» Bis heute kenne er als Kurde mehr türkisches Liedgut als viele Türk*innen, sagt Yıldırım, das sei besonders für Nationalist*innen verwirrend. «Natürlich steckt auch Protest in unseren Texten – es geht um Frauenrechte, um Antifaschismus, um die Umwelt, um kulturelle und religiöse Vielfalt. Um Freiheiten.»

Ausgegrenzt und verachtet zu werden für etwas, für das man nichts kann, hinterlässt Spuren in der Seele. «Du sprichst unsere Sprache nicht», sagte man zu uns, selbst wenn ich doch Türkisch sprach», erinnert Yıldırım sich an seine Kindheit. «Man versuchte immer, uns zu formen.» Geboren wurde er 1970 in einem Dorf ausserhalb von Ankara. «Bis ich zur Schule kam, habe ich nur

ANZEIGE

sogar	das literarische theater
Spielen mit Sprachen	
اللعب باللغات	
гра 3	
МОВАМИ	
www.sogar.ch	theater

Kurdisch gesprochen.» Auf dem Gymnasium in Ankara sei er erstmals mit radikalen Linken in Berührung gekommen, unter anderem seinen Cousins und Cousinen. Die einen wollten von der Uni in die Fabriken gehen, um die Arbeiter*innen zu organisieren, die anderen luden ihn an Parteiversammlungen ein. Yıldırım war beides zu eng. «Ich wollte nie professioneller Revolutionär werden.»

Er sass lieber mit Freund*innen und einer Gitarre auf der Wiese und sang. Yıldırım ist mit einer beeindruckenden Stimme gesegnet, deren klarer Sound den Schmerz, die Freude und die Tiefe in sich trägt, die er auch im Liedgut seines Landes sucht und findet. Und er will nicht nur interpretieren, er setzt sich intensiv mit den Inhalten seiner Stücke auseinander, vor allem bei denen, die aus ihm unbekannten religiösen Gruppen oder Kulturen stammen. Eine Frage des Respekts, findet er. Mit Bajar und befreundeten Musiker*innen hat Yıldırım vor Jahren eine Interpretation von Michael Jacksons «They don't care about us» aufgenommen. Wer die Türkei kennt, weiss, dass viele der Musiker*innen auf der kleinen, vollen Bühne im Istanbuler Stadtteil Kadıköy, die im dazugehörigen Video auf Youtube zu sehen sind, höchstwahrscheinlich selbst bereits geliebte Menschen durch die Gewalt und den Assimiliationsdruck des Staates verloren haben. Musik kann ein Weg sein, das zu verarbeiten. Um nicht zu zerbrechen.

Viele betreiben Selbstzensur

«Seit 2015 können wir keine Konzerte an Universitäten geben, obwohl wir ein Uni-Projekt sind. Wir zahlen zwar Steuern, aber wir können keine Konzerte in Gemeindesälen geben. In den kurdischen Regionen sind viele Festivals verboten.» Es gebe zwar kein direktes Verbot der künstlerischen Betätigung, aber die staatlichen Vorgaben wirken wie eines. «Im Türkischen gibt es eine Redewendung: «Es reicht, wenn etwas von aussen verschlossen ist.»» Zwar gebe es inzwischen einen staatlichen kurdischen Sender, TRT Kurdî, aber in den staatlichen oder staatsnahen, religiös-konservativen Fernsehsendern kämen Musiker*innen wie Bajar oder Kardeş Türküler sowieso nicht vor. Und die privaten Sender, bei denen sie in der Phase des Friedensprozesses zwischen 2010 und 2015 mit kurdischen Liedern auftreten konnten, betrieben heute alle Selbstzensur, um keinen Ärger zu bekommen. «Einzig HalkTV, ein der oppositionellen CHP nahestehender Sender, lädt uns manchmal ein. Alle anderen haben etwas an uns auszusetzen.» Selbst unter Alevit*innen gebe es solche, die sich für ihr «Türkentum» entschieden und die kurdischsprachigen Alevit*innen ablehnten. Und umgekehrt. «Das ist eigentlich nicht zu verstehen», sagt Yıldırım.

«Ein grosses Problem von Linken ist, dass sie grosse Sätze sagen, wie sie die Welt verändern wollen, aber ihr persönliches Leben ist ein Desaster», glaubt Yıldırım. Deswegen war es ihm immer ein Anliegen, die eigenen Ansprüche auch im Privaten zu leben. So sind die Musiker*innen von Kardeş Türküler basisdemokratisch organisiert, die Honorare werden nach einem festen Schlüssel verteilt, der alle entsprechend ihrer geleisteten Arbeit entlohnt. «Natürlich ist das sehr schwierig. Aber ich behaupte, dass es uns sehr gut geht, und natürlich



Seine Ansprüche an Gleichheit und Gerechtigkeit auch im Privaten zu leben, ist Vedat Yıldırım ein Anliegen.

geht so ein Prozess immer noch irgendwie weiter.» Yıldırım selbst lebte bis zu seinem 40. Lebensjahr in einer Kommune, erst seit wenigen Jahren hat er ein eigenes Auto und ist von Istanbul ins südostanatolische Mardin gezogen, wo er mit seiner Frau lebt. Für Kinder ist es zu spät, sagt er mit Bedauern, dazu habe er zu lange ungestört gelebt. «Wir haben eine Katze, das sind freie Wesen. Eine Katze müsste man sein.»

Ein paar Jahre hat der Musiker auch in Europa verbracht. «Natürlich kann ich hier leichter Musik machen.» Aber das Herz hängt am Zuhause, an dieser vielfältigen, reichen Türkei. In Europa sei viel von der musikalischen und kulturellen Vielfalt bereits früh unter nationalstaatlicher Vereinheitlichung und rationalistischem Denken plattgemacht worden. «Vielleicht gibt es hier mehr Freiheit vom Staat, dafür ist die Kultur verarmt. Bei uns oder auch im Iran ist es umgekehrt.»

Was
möchten
Sie weiter-
geben?

Was
wünschen
Sie sich?

Warum Strassenzeitungen?

Journalismus Einmal im Jahr treffen sich die deutschsprachigen Strassenmagazine zum Austausch. Die Bewegung zur Bekämpfung von Armut gibt es seit rund 30 Jahren. Braucht es sie noch? Eine Umfrage.

TEXT DIANA FREI UND LEA STUBER

«Zeitung zum Anfassen»

Adriane Dietrich, Chefredaktorin Trott-war, Stuttgart

«Strassenzeitungen muss es weiterhin geben, denn für die Integration und das Empowerment Ntleidender wird zu wenig getan, der soziale Bereich wird auch im 21. Jahrhundert in Staat und Gesellschaft immer noch vernachlässigt. Der Verkauf einer Strassenzeitung ist für Betroffene eine Möglichkeit, Anschluss an die Gesellschaft zu finden oder zu behalten und selbstbestimmt zu agieren. Strassenzeitungen bieten eine niederschwellige Möglichkeit zum (Zu-)Verdienst, auch um unabhängig(er) von institutionellen Unterstützungsleistungen zu sein, die häufig nicht ausreichen zum Leben.

Der zweite wichtige Aspekt, warum es Strassenzeitungen weiterhin geben muss: Sie sind eine wertvolle Informationsquelle abseits des Mainstreams mit den Schwerpunkten Soziales, Obdachlosigkeit, Armut. Durch den Verkauf und die Verbreitung dieser Zeitungen wird das Bewusstsein für entsprechende Probleme geschärft, sie füllen eine sehr wichtige gesellschaftspolitische Informationslücke. Und der direkte Kontakt, der beim Kauf der Zeitung unweigerlich entsteht, ist und bleibt auch im digitalen Zeitalter unersetzbar und ist immens wichtig, sowohl für Verkaufende als auch für die Leserschaft. Denn wie kann ich die Situation eines ntleidenden Menschen, der ja wiederum – auch, aber nicht nur im wörtlichen Sinn – für die Zeitung steht, wirklich einschätzen lernen, wenn ich nur den Download-Knopf drücke?»

«Vierte Gewalt»

Sarah Britz, Chefredaktorin, Faktum, Göteborg, und Vorsitzende International Network of Street Papers (INSP)

«Ich habe 20 Jahre lang bei einer der grössten Tageszeitungen Schwedens gearbeitet. Aber dieser Journalismus hatte nicht den Einfluss auf die Gesellschaft, den ich mir wünschte. Soziale Themen, Fragen der sozialen Gerechtigkeit kamen kaum vor. Ich bin enttäuscht von den klassischen Medien. Sie sind von der Digitalisierung getrieben, es geht nur um Klicks, es interessieren nur noch Themen wie Kriminalität und Promis, so sollen die Leserzahlen steigen. Aber schafft diese Art von Journalismus wirklich eine nachhaltige Gesellschaft? Mir fehlt Journalismus, der seine Verantwortung als vierte Gewalt wirklich wahrnimmt.

Strassenzeitungen beziehen die Menschen mit ein, sie sprechen mit jenen, die sonst keine Stimme haben, und machen auch investigativen Journalismus – sie sind wichtig für die Demokratie. Faktum und die weltweite Strassenzeitungsbewegung machen die perfekte Kombination aus gutem Qualitätsjournalismus und der Schaffung von Arbeitsplätzen für Menschen in Armut oder in schwierigen Lebenssituationen. Wir geben den Menschen die Möglichkeit, sich selbst zu helfen, Geld zu verdienen und sich in die Gesellschaft zu integrieren. Diese Art von Journalismus zu machen, ist eines der besten Dinge, die ich in meinem Leben je gemacht habe.»

«Journalismus mit Haltung»

Julia Reiter, Redaktorin, Megaphon, Graz

«Journalismus mit Haltung zu machen, das ist mir wichtig. Journalismus, der nicht nur versucht, die Realität abzubilden, sondern gleichzeitig etwas verändern möchte, in unserem Fall in irgendeiner Form zu sozialer Gerechtigkeit beitragen. Das steht über allem, was wir machen – egal, ob wir schreiben oder in der Arbeit mit unseren Verkäufer*innen.»

«Sphären des Gemeinsamen»

Bastian Pütter, Redaktionsleiter Bodo, Bochum/Dortmund

«Strassenzeitungen – und ihre Idee der produktiven Verbindung von engagiertem Journalismus und sozialer Arbeit – haben trotz ihrer über 30-jährigen Geschichte Antworten auf Krisen der Gegenwart. Im Mittelpunkt steht die Vorstellung, dass auch Menschen, die alles verloren haben, denen es physisch und psychisch schlecht geht, keine Almosen brauchen, sondern die Möglichkeit,



Gemeinsam weiterdenken: Zwei Tage trafen sich Vertreter*innen von mehr als 15 Strassenmagazinen zum jährlichen Austausch in Basel.

ihre Lebenssituation selbst zu verbessern. Strassenmagazine sind das Mittel dazu. Auf der einen Seite halten wir dabei an der Vorstellung fest, dass Journalismus «vor Ort» ist, etwas Haptisches, Sichtbares und explizit Teil der Stadtgesellschaft. Auf der anderen Seite erzeugt der spezielle Vertriebsweg der Strassenzeitungen, der Verkauf auf der Strasse, Sphären des Gemeinsamen, ermöglicht verstetigte Kontakte über soziale Grenzen hinweg und schafft die Möglichkeit, voneinander zu lernen. Beides, engagierter, lokaler Journalismus und die verstetigte Begegnung als Wert an sich, sind Antworten auf die Krise der Demokratie, auf Entsolidarisierung und soziale Spaltung.»

«Durchlässigkeit schaffen»

Christian Hagen, Vertriebsleiter Hinz&Kunzt, Hamburg

«Als Vertriebsleiter bin ich Vermittler zwischen verschiedenen Interessengruppen. Strassenmagazine schreiben sich ja auf die Fahne, dass sie Brückenbauer sein wollen. Wir leben in einer Zeit, in der aus Bubbles Mauern werden, hinter denen die Menschen leben. Die Gesellschaft wird immer polarisierter, gespalten. Insofern finde ich es unglaublich wichtig, dass es Institutionen gibt, die Durchlässigkeit schaffen und die verschiedene Interessengruppen in Austausch bringen, Offenheit zeigen und den Austausch fördern. Wir brauchen eine Gesellschaft im Austausch, und dafür sind Strassenmagazine, wie ich finde, extrem wichtig.»

«Uns zu Wort melden»

Christina Bacher, Chefredaktorin Draussenseiter, Köln

«Der Draussenseiter wurde 1992 von Obdachlosen gegründet. Wir haben das immer betont und auch weitergeführt: dass wir ein Sprachrohr der Menschen auf der Strasse sind. Oder sagen wir, aller Armutsbetroffenen. Ich bin überzeugt, dass unsere Stimme in der Medienlandschaft wichtig ist. Wir dürfen auf keinen Fall still sein. Es würde etwas Wesentliches fehlen. Die Strassenzeitung ist auch ein wichtiger Bestandteil der Stadtgesellschaft. Wir haben in Köln 86 Viertel, jedes mit Wochenmarkt, Kirche, Supermarkt, Kindergarten, Schule – und der Draussenseiter gehört dazu. Wir vertreten eine Community mit einer bestimmten Haltung: Das fängt an mit Demonstrationen, Mahnwachen, an denen wir präsent sind, wo wir uns zu Wort melden. Zum Beispiel zu Kürzungen des Bürgergeldes, Verschärfungen im Umgang mit Armutsbetroffenen oder auch zu Eigenbedarfskündigungen oder Zwangsräumungen bei alten Menschen. Wir machen auch Diskussionsveranstaltungen, laden Menschen von der Strasse ein, ihre Fragen und ihre Meinung einzubringen. Auch zu Wahlen: Beispielsweise bei der Bürgermeister*innen-Wahl stellen wir allen Kandidat*innen die Fragen, die zuvor an uns herangetragen wurden. Vielleicht würde man dem obdachlosen Menschen auf der Strasse nicht zuhören, aber er kann bei uns die Frage abgeben und zu dieser Veranstaltung kommen. Und wir diskutieren dann gemeinsam. Ich finde, das ist eine Lücke, die ohne uns bestünde. Die versuchen wir zu schliessen.»

«Neue Vorurteile abbauen»

Viggo Mastad, Vorstand vom International Network of Street Papers (INSP) und bei Erlik Oslo/Sorgenfri, Oslo und Trondheim, NO

«Bei Strassenzeitungen geht es darum, den Verkäufer*innen ein Einkommen zu ermöglichen, aber es geht auch um den Journalismus, der ihre Geschichten erzählt. Der Barrieren und Stigmata abbaut. In Norwegen, wo ich lebe, waren die ersten Verkäufer*innen von Strassenmagazinen zu einem grossen Teil Menschen mit Drogenproblemen. Die Vorurteile gegenüber Suchterkrankten waren damals enorm gross. Ich glaube, wir konnten hier viel verändern in der Wahrnehmung der Bevölkerung, indem wir zeigten, wer sie sind, was sie beschäftigt. Zurzeit begegnen wir neuen Barrieren und Stereotypen gegenüber Migrant*innen vor allem aus Südosteuropa, die bei uns das Strassenmagazin verkaufen. Es entstehen immer neue Vorurteile und Formen der Diskriminierung, um die wir uns nun kümmern. Ich glaube, dass wir Menschen eine Stimme und ein Gesicht geben, die soziale Ausgrenzung, Rassismus, Armut und Obdachlosigkeit erfahren, und dass wir das in einer Weise tun, die den Menschen ihre Würde bewahrt.»

«Menschen unterstützen»

Severine Wahl, Redaktorin Straßenkreuzer, Nürnberg

«Nach der Scheidung meiner Eltern habe ich selbst Armut und Ausgrenzung erlebt, vor allem in der Schule. Plötzlich war ich bei einigen Lehrkräften untendurch. Ein Lehrer bezeichnete meine Familie sogar als «asozial», weil meine Mutter alleinerziehend war. Zu merken, wie schnell man ungerecht behandelt wird, hat mich geprägt. Umso wichtiger ist es mir, Menschen in Armut zu unterstützen, etwa in Form meiner Arbeit. Heisst: ein Magazin zu produzieren, damit sie selbstbestimmt ein Produkt verkaufen und damit ihren Alltag gestalten können. Und natürlich gefällt es mir, qualitativ gute Artikel zu schreiben.»

«Mehr denn je gebraucht»

Mike Findlay-Agnew, CEO, International Network of Street Papers (INSP)

«Es gibt 92 Strassenzeitungen in 35 Ländern. Sie alle tragen dazu bei, das Armutsgefälle zu verringern, indem sie Menschen die Möglichkeit geben, ein Einkommen zu erzielen. Und sie geben jenen eine Stimme, die sonst weder gehört noch gesehen werden. Strassenzeitungen zeigen auf eine differenzierte Weise, wie es ist, obdachlos zu sein und in Armut zu leben. Grosse Medienhäuser vernachlässigen oft die unmittelbaren Erfahrungen von Obdachlosigkeit und Armut, zudem verwenden sie eine diskriminierende Sprache. Wir leben in politisch extrem schwierigen Zeiten, mit Konflikten und Kriegen, mit einem weltweiten Anstieg bestimmter Formen von Armut. Genau jetzt werden Strassenzeitungen mehr denn je gebraucht. Strassenzeitungen sind unabhängige Medien in einer Zeit, in der viele kein Vertrauen mehr in die Medien haben, in der es viel Fehl- und Desinformationen gibt. Strassenzeitungen haben eine besondere Perspektive auf die Welt, sie blicken aus Sicht der sozialen Gerechtigkeit – und das ist enorm wichtig. Darum werden wir weitermachen.»

«Der grösste Sinn»

Jo Tein, Vorstandsmitglied, HEMPELS, Schleswig-Holstein

«In meinem Berufsleben habe ich viel mit sozialer Arbeit zu tun gehabt. Ich habe auch im Justizministerium gearbeitet – Arbeit mit Straftäter*innen, Bewährungshilfe und so weiter. Von allen Projekten, an denen ich mitgearbeitet habe, ist die Strassenzeitungs-Arbeit tatsächlich jene, in der ich den grössten Sinn sehe. Weil es eine hohe Beteiligung der Leute gibt, um die es geht. Weil es um die öffentliche Debatte sozialer Themen geht. Weil die Leute ihr eigenes Geld verdienen. Und weil die Herausgeber*innen der Strassenzeitungen im Idealfall unabhängig von Zuschüssen sind und nicht mit staatlichen Geldgeber*innen verhandeln müssen.»

ANZEIGE

St. Peterstrasse 16
8001 Zürich

08.00 – 20.00
365 Tage

St. Peter
Apotheke
ZÜRICH

**GRUNDSÄTZLICH
GANZHEITLICH**

stpeter-apotheke.com

044 211 44 77

«Im öffentlichen Raum präsent sein»

Heide Koth und Melis Sivasli, Koordination/
soziale Medien, Zeitschrift der Straße, Bremen

«Wir glauben, dass Strassenzeitschriften einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben in einer Stadt oder einer Gemeinde leisten, weil sie den Verkaufenden ihren rechtmässigen Platz im Stadtgeschehen einräumen, und sie im besten Fall genauso sichtbar sein können wie jede andere Person auch. Der Stadtraum, die Stadtgesellschaft ist unser Kernthema, unser Magazin erzählt grundsätzlich Geschichten der Stadt Bremen und ihrer Bewoh-

ner*innen. Armut ist nicht immer unser zentrales Thema in den einzelnen Ausgaben, und trotzdem drucken wir immer mindestens ein Verkäufer*innen-Porträt. Auch online sind wir ein Sprachrohr für die Menschen, mit denen wir arbeiten. Wir müssen auch im Internet genauso präsent sein wie auf den Strassen und uns deshalb auch als Strassenzeitung digital breiter aufstellen. Um Öffentlichkeit zu schaffen für die Belange, die Sorgen und Nöte der Menschen.»

«Wir müssen uns positionieren»

Delia Dudella und Charlotte Rogge,
Sozialarbeiterinnen fiftyfifty, Düsseldorf

«Für mich bedeuten Strassenmagazine sehr viel, weil sie Teil meiner politischen Arbeit sind. Ich arbeite gerne mit armutsbetroffenen Menschen zusammen, und mir ist es wichtig, Menschen ein Sprachrohr zu bieten. Wir haben uns als Verein vor ein paar Jahren dazu entschlossen, auch Housing First zu machen und haben dazu Wohnungen angekauft. Wir geben Menschen also ein Zuhause und schauen danach, was ihnen zudem weiter dabei hilft, wieder Fuss zu fassen. Wir betreiben auch ein Projekt mit einem Gastronomie-Grosshandel, der unseren Leuten einen Kurs anbietet, eine kleine Küchenausbildung quasi. Politisches Wirken ist absolut essenziell in meinem Job. Ich hoffe, dass wir als Strassenmagazine zusammen etwas auf die Beine stellen können, um auch Regierenden, die Sozialabbau betreiben, sagen zu können: Bis hier und nicht weiter. Wir müssen für unsere Leute eintreten und ganz klar an der Menschenwürde festhalten.» *Delia Dudella*

«Für mich sind Strassenmagazine auch deshalb essenziell, damit die Leute eine würdevolle Alternative zum Betteln haben. Damit sie Selbstwirksamkeit erfahren und vielleicht auf dem ersten Arbeitsmarkt eine Chance bekommen. Wir haben auch Stadtführer*innen, und manche können dank den Stadtführungen nahtlos von einem vollen Bürgergeldbezug entweder zu ergänzendem Bürgergeld übergehen oder sogar ganz aus dem Bezug rauskommen. Auch ich finde, soziale Arbeit ist klar politisch. Wir müssen uns positionieren und wir müssen solidarisch für die Menschen und ihre Rechte eintreten.» *Charlotte Rogge*

«Breite und Tiefe»

Margit Roth, Chefredaktorin BISS, München

«Mit der Strassenzeitung kann ich soziale Themen in die Stadtgesellschaft bringen. Es gibt kaum eine andere Möglichkeit, so viele Menschen mit sozialen Themen zu erreichen wie mit einer Strassenzeitung. Münchner Tageszeitungen müssen sich genau überlegen, was sie aufgreifen können – neben Innenpolitik, Weltpolitik, Sport, Feuilleton. Wir dagegen haben die Möglichkeit, regionale Themen in aller Breite und Tiefe zu behandeln. München hat den Ruf, reich, sauber und schön zu sein. Wir zeigen ein differenzierteres Bild.»

«Themen setzen»

Eva Schwienbacher, Chefredaktorin, 20er, Tirol

«Für mich sind Strassenzeitungen die Möglichkeit, soziales Engagement und Journalismus zu kombinieren. Zum einen ermöglichen sie Menschen ein Einkommen. Zum anderen setzen Strassenzeitungen Themen, die sonst übersehen werden. Diese Arbeit macht einfach Freude und gibt mir Sinn.»

«An der Basis»

Ute Aschendorf, Vorstandsmitglied, FREleBÜRGER, Freiburg

«Von den Leser*innen höre ich immer wieder, dass sie in der Strassenzeitung Berichte lesen, die sie sonst nirgends lesen können. Wir konzentrieren uns stark auf soziale Themen. Auf Menschen am unteren Rand, und auf die Menschen, Organisationen und Vereine, die sich an der Basis organisieren und Angebote für die Betroffenen schaffen.»

«Wenn die Zeiten rauer werden»

Sandy Feldbacher, Redaktorin Kippe, Leipzig

«Aus einem Treffen der deutschsprachigen Strassenmagazine geht man inspiriert raus und fühlt sich als Teil von einem grossen Ganzen. Ich glaube, das ist eine der Stärken von Strassenmagazinen. Wir arbeiten alle in sehr unterschiedlichen Teams und Organisationen und Kontexten. Aber wir sind viele, da sind überall weitere Kolleg*innen. Ich glaube, das birgt eine grosse Kraft, die wir noch besser nutzen könnten. Um gemeinsame Kampagnen zu starten zum Beispiel, gemeinsam rechten Tendenzen entgegenzutreten, die die Menschenwürde untergraben. Ich glaube, in die Richtung sollten wir in Zukunft weiterdenken. Mir ist hier bewusst geworden, dass unsere Verkäufer*innen, wenn die Zeiten noch rauer werden, direkten Angriffen ausgesetzt sein könnten. Das sind sie manchmal jetzt schon, einige werden angepöbelt oder nicht respektvoll behandelt. Das könnte sich verschlimmern, wenn die Rechten noch stärker werden. Das müssen wir im Auge behalten und uns überlegen, wie wir unsere Verkäufer*innen konkret beschützen und gleichzeitig publizistisch klar Haltung beziehen können.»

Hintergründe im Podcast: Radiojournalist Simon Berginz spricht

 mit Kolleg*innen von BISS, Draussenseiter und Bodo über Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Strassenmagazinen. surprise.ngo/talk

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Automation Partner AG, Rheinau
- 02 SVIT Zürich
- 03 Stiftung Litar
- 04 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 05 BODYALARM - time for a massage
- 06 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 07 Evangelisch-Lutherische Kirche Basel
- 08 Madlen Blösch, Geld & So, Basel
- 09 AnyWeb AG, Zürich
- 10 movaplan GmbH, Baden
- 11 Hagmann-Areal, Liegenschaftsverwaltung
- 12 Maya Recordings, Oberstammheim
- 13 Neurofeedback-tzk.ch, Kirchberg SG
- 14 TYDAC AG, Bern
- 15 CPLTS GmbH
- 16 Beat Vogel, Fundraising-Datenbanken
- 17 Holzpunkt AG, Wila
- 18 InhouseControl AG, Ettingen
- 19 ZibSec Sicherheitsdienst, Zürich
- 20 Mach24.ch GmbH, Dättwil
- 21 Martina Brassel - Grafik Design, Zürich
- 22 Sublevaris GmbH, Brigitte Sacchi, Birsfelden
- 23 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 24 Indian Summer AG, 8804 Au ZH
- 25 Büro Dudler, Raum- & Verkehrsplanung, Biel

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Merima Menur kam 2016 zu Surprise – durch ihren Mann Negussie Weldai, der bereits in der Regionalstelle Bern arbeitete. Zuvor lebten sie fünf Jahre getrennt – er in der Schweiz, sie in Äthiopien. Einige Zeit nach ihrer Ankunft in der Schweiz begann Merima auch mit dem Verkauf des Surprise Strassenmagazins und besuchte einen Deutsch-Kurs, mit dem Ziel selbständiger zu werden und eine Anstellung zu finden. Dank Surplus besitzt Merima ein Libero-Abo für die Stadt Bern und kann somit leichter an ihren Verkaufsort reisen. Surplus gibt der 41-Jährigen ausserdem die Möglichkeit, sich einige bezahlte Ferientage zu gönnen.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!


**SURPRISE
WIRKT**

#597: Editorial

«Verallgemeinerung und Plattitüde»

Ich lese Surprise seit Jahren und kaufe sie regelmässig bei verschiedenen Verkäufer*innen. Mit wenigen Ausnahmen finde ich die Präsentation und den Inhalt informativ und bin froh, dass in dieser Zeitschrift Klartext gesprochen wird. Was sich Frau Winter Sayilir im Editorial der Nr. 597 mit dem Titel Arbeitswelten geleistet hat, finde ich allerdings äusserst fragwürdig. Da liest man in Klammern: «Wie so oft denkt niemand daran, dass es Menschen gibt, die aufgrund eines Erbes, für das sie übrigens nichts geleistet haben, sehr wohl jeden Tag auf der faulen Haut liegen können.» Denken Sie nicht, dass so eine Verallgemeinerung und Plattitüde über Menschen, die etwas geerbt haben, unter der Würde dieser Zeitschrift ist? In meinen Augen zeugt diese Aussage von Unwissenheit und falscher Parteinahme – die faulen Reichen und die armen Armen. Kann sie etwas anderes bewirken als Neid und eine Verstärkung der hasserfüllten Idee, dass die reichen Erben in der Schweiz im Grunde genommen faule Säcke sind, weil sie «übrigens» nicht, wie die armen Armen, hart dafür arbeiten mussten? Dabei wären viele soziale und kulturelle Institutionen nicht überlebensfähig, wenn es nicht Reiche gäbe, die ihr Erbe «übrigens» mit grossem Einsatz/Arbeit, Vernunft und Professionalität verwalten und grosse Teile in Form von Spenden, Legaten und anderen Zuwendungen auch an die «Armen» weitergeben. Ich wünsche mir etwas mehr Professionalität von Surprise.

A. WYDLER HADUCH, Zürich

#598: Aus den Augen auf den Teller

«Ein grausames Massaker»

Ein ausgezeichnete Artikel, der das unglaubliche Unrecht nüchtern zusammenfasst, das wir tagtäglich seit Jahrzehnten in immer absurderer Anzahl begehen. Erreicht haben wir allein in der kleinen Schweiz inzwischen fast 10 000 führende Landtiere, die jede einzelne Stunde ins Schlachthaus getrieben werden, wo ihnen mehr oder weniger betäubt die Halsschlagader durchschnitten wird, bis sie langsam verbluten. Ein veritables, grausames Massaker. Ein Ende dieser unvorstellbaren Tötungsserie ist nicht absehbar. Es ist zweifelsohne die schwerste Todsünde der Menschheit überhaupt und wird von den kommenden Generationen hoffentlich auch so beurteilt werden. Verbunden mit der Frage: Wie konntet Ihr so etwas zulassen? Bitte werden wir endlich wieder menschlicher und verzichten auf jegliche Tierprodukte. Jetzt. Sofort. Für immer!

RENATO WERNDLI, Eichberg

Impressum**Herausgeber**

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T+41 61 564 90 90
Mo–Fr 9–12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11
M+41 79 636 46 12

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, 1to1 Media
T +41 43 321 28 78
M+41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Sara Winter Sayilir (win)
Diana Frei (dif), Klaus Petrus (kp),
Lea Stuber (lea), Esther Banz (eb)
T+41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Hanna Fröhlich,
Carlo Knöpfel, Yvonne Kunz, Isabel
Mosimann, Fatima Moumouni, Stephan
Pörtner, Ralf Schlatter, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Anita Baumgartner, Nicolas Fux, Ruben
Hollinger, Lucia Hunziker, Hans Rhyner,
Samuel Schalch, Janine Schneider, Laura
Schoch, Sebastian Sellhorst, Charlotte
Trinler, Marvin Zilm

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,
auch auszugsweise, nur mit Genehmi-
gung der Redaktion. Für unverlangte
Zusendungen wird jede Haftung
abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

28700

Abonnemente

CHF 250.–, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.– (Europa: CHF 305.–)

Reduziert CHF 175.– (Europa: CHF 213.50)

Gönner-Abo für CHF 320.–**Probe-Abo für CHF 40.– (Europa: CHF 50.–), 4 Ausgaben**

Reduziert CHF 28.– (Europa: CHF 35.–)

Halbjahres-Abo CHF 120.–, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.–

① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

Bestellen

Email: info@surprise.ngo
Telefon: 061 564 90 90
Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



«Die Schweiz ist ein guter Ort»

«Ich verkaufe das Surprise Magazin seit fast acht Jahren. Durch die Sozialhilfe werde ich nicht mehr unterstützt. Darauf bin ich stolz.

Ich habe sieben Kinder und bin alleinerziehend. Das ist manchmal schwierig. Seit 2023 läuft es leider nicht mehr gut mit dem Hefte verkaufen. Meine Kinder haben zum Glück einen Lohn von der Lehre. Wenn grosse Rechnungen kommen, ist es aber schwierig, sie zu bezahlen, da ich nur circa 40 Prozent arbeiten kann.

Mein jüngster Sohn ist schon vierzehn, er ist jedoch nicht so weit entwickelt, da er Trisomie 21 hat. Er geht in eine Spezialschule. Wenn sich die Schule meldet, muss ich immer abrufbar sein. Mit dem Hefteverkauf bin ich flexibel. Ich bin dankbar, dass alle anderen Kinder gesund sind.

Geboren bin ich in Somalia. Den Schweizer Pass besitze ich seit 2020. Ich kann Deutsch. Die Leute in Wald und Bauma, wo ich Hefte verkaufe, kennen meine Geschichte, da ich diese bereits der lokalen Zeitung erzählt habe. Seitdem sind sie sehr nett. Sie kommen zu mir, sagen mir, dass ich stark bin. Sie geben mir Geschenke an Weihnachten. Es gibt immer Personen, die rassistisch sind, aber der Grossteil ist sehr nett.

Sieben Kinder brauchen viele Sachen. Es wird jetzt einfacher, weil die meisten selbständig sind. Ich bin stolz auf meine Kinder, sie haben nie geraucht, haben immer gelernt. Ich musste immer stark sein für sie. Sie helfen mir im Haushalt, unterstützen mich. Als meine Kinder klein waren, habe ich immer Tabletten geschluckt, wenn ich krank war. Ich hatte Angst, wenn ich nachlasse, muss ich sie weggeben in ein Heim oder so.

In drei bis vier Jahren werde ich alleine sein. Die Kinder haben dann einen Job und verdienen Geld. Ich habe fünf Jungs, mit Jungs ist es nicht einfach. Ich habe ihnen immer gesagt, sie dürfen nicht negativ auffallen. Sonst hätten sie keine Lehre gefunden.

Mein ältester Sohn hat mir bei der Erziehung geholfen. Er hat mittlerweile eine Lehre abgeschlossen. Es wäre toll, wenn er studieren könnte. Ich habe die Voraussetzungen geschaffen, damit alle Kinder eine Ausbildung machen können. Das war mir sehr wichtig.

Ich habe mir selber nie viel gegönnt, wir mussten aber trotzdem nie hungern. Ich habe immer selbst gekocht. Wenn die Kinder Pizza wollten, dann habe ich ihnen



FOTO: BODARA

Fartun Abukar, 42, verkauft in Bauma und Wald vor Migros und Coop, sowie vor dem Coop in Embrach. Sie möchte gerne ihr eigenes Restaurant eröffnen.

Pizza gebacken. Sie haben auch immer Essen zur Arbeit mitgenommen, damit sie nicht in Restaurants mussten. So konnten wir viel Geld sparen.

Alles wird immer teurer. Ich habe nur den Lohn vom Magazinverkauf. Viele Leute finden die Hefte teuer. Ich sage oft, dass es mehr Sinn macht, ein Heft zu kaufen, als mir Geld zu spenden, weil das Geld für die Hefte auch anderen Leuten hilft, nicht nur mir. Ich kann den Menschen gut erklären, wieso Surprise wichtig und gut ist.

Wenn die Leute jemanden nicht kennen, reden sie oft nicht mit einem. Es gab diese Situation, wo ein Mann bei der Arbeit die ganze Zeit an mir vorbeilief und mich rassistisch beleidigte. Er sagte, ich solle zurück nach Afrika gehen. Ein Käseverkäufer in der Nähe hat mir daraufhin gesagt, ich solle mich wehren.

Ich möchte auf keinen Fall wieder auf Sozialhilfe angewiesen sein. Deswegen brauche ich dringend mehr Einkommen. Ich würde gerne zusätzlich am Abend arbeiten, in der Reinigung oder irgendwo kochen. Ich würde gerne ein eigenes somalisches Restaurant eröffnen. Auf dem Markt in Bauma habe ich auch schon somalisches Essen verkauft, das lief sehr gut. Die Leute essen gerne Speisen, die sie noch nicht kennen.»

Aufgezeichnet von **HANNAH FRÖHLICH**

«EINBLICK» BEI SURPRISE BASEL

Am Freitag, 13. Juni öffnen 75 soziale Organisationen in Basel ihre Türen. Auch Surprise Basel ist mit einem spannenden Programm dabei – besuchen Sie uns doch zwischen 14:00 und 20:00 Uhr am Rümelinsplatz.

Zahlreiche Organisationen in Basel bieten Unterstützung in schwierigen Lebenssituationen, sei es bei finanziellen Schwierigkeiten, psychischen oder physischen Beeinträchtigungen, rechtlichen Fragen oder gesundheitlichen Problemen. Caritas und das Rote Kreuz gehören dazu, aber auch die Gassenarbeiter*innen vom Schwarzen Peter oder die Opferhilfe. Organisationen wie insieme oder LETpack sind nach diesem Tag sicher auch nicht mehr nur Eingeweihten bekannt.

Bei «Einblick Basel» öffnen Mitte Juni erstmals 75 soziale Einrichtungen ihre Türen für die breite Öffentlichkeit und geben mit Führungen, Workshops und Gesprächsangeboten einen Einblick in ihre Arbeit und Themenfelder.

Analog zu den beliebten Museums- und Industrienächten – wenn auch tagsüber – können Interessierte von Ort zu Ort wandern und das «soziale Basel» kennenlernen. Dies soll die Vielfalt sozialer Angebote in Basel sichtbar machen und Hemmschwellen abbauen helfen – und mit ein bisschen Glück entsteht ein Dialog.

Auch Surprise ist dabei. Besucher*innen können erfahren, wie wir mit Armutsbetroffenen und sozial ausgegrenzten Menschen zusammenarbeiten. Alle Fragen zum Verein hinter dem Schweizer Strassenmagazin und unseren weiteren Angeboten sind willkommen. Auch für Unterhaltung wird gesorgt sein, es gibt sogar einen kleinen Wettbewerb.

Schauen Sie also bei uns und den verschiedenen Institutionen vorbei – es lohnt sich.
NICOLAS FUX



FOTO: KLAUS PETRUS

Mehr über Facetten der Armut erfahren auf den Sozialen Stadtrundgängen von Surprise.

Lesebar

14:00 bis 20:00 Uhr

1993 erschien das erste «Surprise», gegründet zur Selbstermächtigung von arbeitslosen Menschen aus Basel und Zürich. Heute ist es ein **unabhängiges Schweizer Print-Medium mit kritischen Beiträgen** über Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur. An der Lesebar können Sie durch eine Auswahl der über 600 Ausgaben stöbern, Hefte ausleihen und lesen sowie **Fragen rund um das Magazin und den Strassenverkauf stellen**.

Surprise-Ausstellung und -Film

14:00 bis 20:00 Uhr

Seit den Anfängen als Strassenmagazin hat sich Surprise zu einer sozialen Organisation mit **verschiedenen Angeboten für armutsbetroffene und sozial ausgegrenzte Menschen** entwickelt. Erfahren Sie auf Info-Plakaten und in einem eigens kreierten Film-Zuschnitt mehr über unser Konzept und unsere Angebote.

Podcast-Station und Live-Aufzeichnung

Station 14:00 bis 20:00 Uhr,

Live-Aufzeichnung 16:00 bis 16:30 Uhr

Unser «Surprise Talk» beleuchtet die **Hintergründe und die Entstehung einzelner**

Beiträge aus dem Strassenmagazin. Welche Hintergrundfakten über Ausbürgerungen hatten keinen Platz mehr im Heft? Und wie läuft es ab, wenn die Tochter einer Migrantin einen Bundesrat interviewt? Hören Sie sich **durch die Episoden oder seien Sie live dabei**, wenn der erfahrene Radiojournalist und Moderator Simon Berginz die Episode zum Spezial-Heft 602 produziert. Auch Mitarbeiter*innen der Redaktion werden anwesend sein, für einmal darf man sie befragen (und nicht umgekehrt).

Strassenchor-Konzert

17:30 bis 18:00 Uhr

Der Surprise Strassenchor gibt Menschen in prekären Lebenssituationen schon seit über 15 Jahren die Möglichkeit zum gemeinsamen Singen. Erleben Sie **die Magie der Musik bei einem exklusiven Konzert**.

Soziale Stadtrundgänge

Unsere **etablierten Rundgänge, die einen anderen Blick auf die Stadt** ermöglichen, bieten wir auch im Rahmenprogramm von «Einblick Basel» an. Lernen Sie auf den Touren mehr über Armut, Obdachlosigkeit oder Sucht und kommen Sie mit ehemaligen Betroffenen ins Gespräch. Infos und Anmeldung auf einblickbasel.ch



**SURPRISE
WIRKT**

MORE THAN A GAME



WOMEN'S STREETFOOTBALL EURO 2025

21.–22. Juni 2025

Leichtathletik-Stadion St. Jakob, Basel

Partner

Hauptsponsoren

Sponsor

Medienpartner

